„Braucht Ihr heute was?“

Vom Handeln und Hausieren auf den Höfen

Beiträge zur Ortsgeschichte - K06 - Juni 2000
In Zusammenarbeit mit dem Landfrauenverband Vlotho
zum sechsten Kreisgeschichtsfest 2000 in Vlotho

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Das Thema „Handel, Wandel, Weserleben“ zum 6. Geschichtsfest des Kreisheimatvereins, das im Jahr 2000 in Vlotho stattfindet, motivierte natürlich auch den Landfrauenverband Vlotho. Und so bringen wir einen typischen Beitrag unter dem Titel „Vom Handeln und Hausieren auf den Höfen“.

Mit der Geschichte zu leben und sich dem Neuen zu öffnen, ist uns ein Anliegen. Wir haben zusammengetragen, was noch in vielen Köpfen bewahrt ist und Spannendes, Heiteres und nachdenklich machendes zu Papier gebracht.

Erinnern Sie sich, liebe Leserinnen und Leser, oder erfahren Sie neu die Geschichten und Anekdoten der Geschäfte auf dem Lande. „Hausieren“
Sie mit dem Gelesenen und wetten, unser Büchlein wird ein Bestseller.

Mein besonderer Dank gilt allen, die mit viel Idealismus und Fleiß an der Zusammenstellung mitgewirkt haben.

Vlotho, im Juni 2000

Marlene Ortmann
Vorsitzende des
Landfrauen-Ortsverbandes Vlotho

Reisende Händler

„Braucht ihr heute was?“ Mit diesen einleitenden Worten testeten Hausierer beim Hausbesuch die Lage. Die Antwort ließ erkennen, ob möglicherweise ein ‚Handlungsspielraum’ vorhanden war, denn erst die Gesprächsbereitschaft ist die Voraussetzung für den Verkauf einer Ware. Der beiläufige Austausch von Informationen - Klatsch, Sensationen, politischer Weltanschauung - gehört zum Handel, ist immer eine pikante Beilage zum eigentlichen Hauptgericht, dem Verkauf.

So überwanden nicht nur Waren, sondern auch Kenntnisse und Informationen weite Entfernungen. Berühmtes Beispiel ist Marco Polo, der 1270 bis 1295 als Handlungsreisender den Orient bereiste und in seinem Buch „Von den Wundern der Welt“ selbst erlebte oder ihm von anderen Händlern zugetragene Geschichten niederschrieb. Durch ihn sollen der Sage nach die Nudeln, eine ursprünglich chinesische Leckerei, in Italien bekannt gemacht worden sein.

Neben den angesehenen Fernhändlern gab es die ‘Kleinkrämer’, die sich mit dem Verkauf von Kleinigkeiten durch das Leben schlugen. Diese in Notzeiten sehr häufig auftretende ‘Spezies’ der Hausierer nutzte zeitweilig den Kleinhandel zu verdeckter Bettelei. Invalide Söldner, landlose Bauern, herrenlose und daher heimatlose Männer und Frauen ohne festen Wohnsitz zogen umherschweifend durch die deutschen Länder mit großem Radius über die Grenzen hinweg in die entferntesten Winkel.

Diese Umherreisenden, ‘varende diet’ oder ‘gernde diet’ genannten Händler, Straßenkünstler, Heilkundigen oder Handwerker des Mittelalters hoben sich von den ebenfalls vagabundierenden Bettlern ab: sie hatten etwas anzubieten; die Bettler boten allenfalls die Gelegenheit, durch milde Gaben dem Platz im Himmel ein Stück näher zu kommen.

Die kirchlich/staatliche Obrigkeit sah in den schwer zu kontrollierenden umherschweifenden fahrenden Leuten die Gefahr der staatszersetzenden Nachrichtenübermittlung, entgangener Steuern und ‘unlauterer’ Konkurrenz für die niedergelassenen Händler, Handwerker etc. und versuchte diese Bevölkerungsgruppe als fahrende Müßiggänger oder betrügerische ‘Rattenfänger’ bei Bürgern und Bauern in Misskredit zu bringen.

Die eindeutige Ablehnung entsprach den Bedürfnissen von Volk und Adel nicht so ganz, denn wer konnte für bessere Unterhaltung sorgen als fahrende Sänger, Musikanten und Gaukler, wer sonst traute sich so unglaubliche Leistungen zu wie eine Stadt von Ratten zu befreien?

Bild 1: Markttag in Vlotho, um 1950

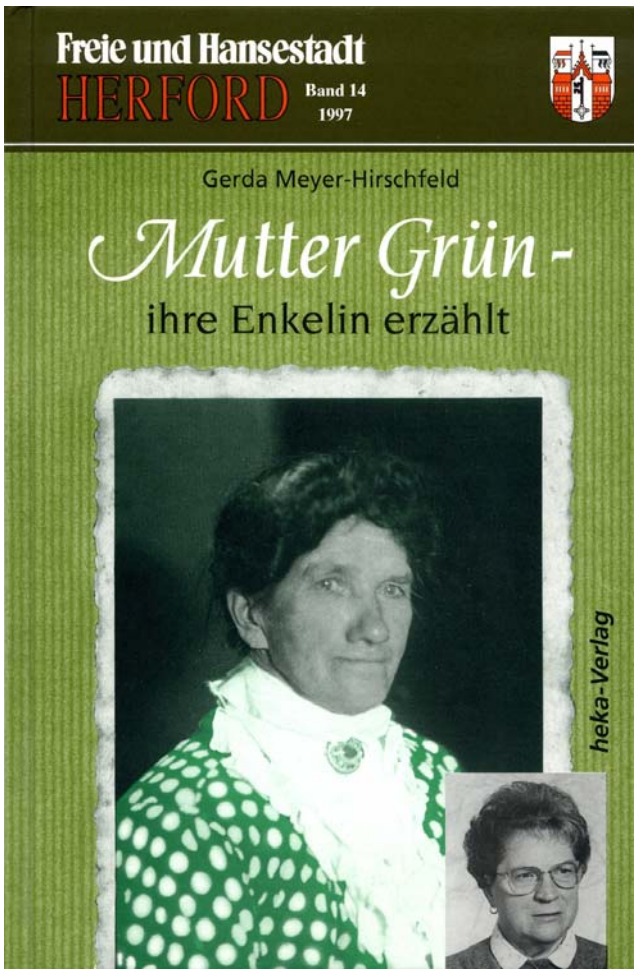


Bild 3 (oben): Oskar Rosenwald 1931
Bild 2 (links) : 1997: Ein literarisches Denkmal für Mutter Grün und Trompeten-Oskar

Die Einstellung der Bevölkerung gegenüber den faszinierenden Künsten dieser Rattenfänger war zwiespältig - zwar sah man in 'rattenvengern' und 'muysvengern' oft die scheinbar letzte Rettung vor dem Hungertod, setzte aber deren mystische Handlungen mit Schaudern Teufelswerk gleich.
Unbekannten Händlern und Hausierern, wie allem Fremden gegenüber, brachte man misstrauische Neugier entgegen, die dem Austausch zwischen Volksgruppen und Kulturen neben dem eigentlichen Zweck, dem Handel, ausreichenden Raum gab.
„Der Fahrende als Nachrichtenübermittler, als derjenige, der 'lange zit' kürzt, repräsentiert die Außenseite der unverzichtbaren Mobilität, die erst zwischen Menschengruppen jenes Beziehungsnetz knüpft, das für größere soziale Ordnungen unerlässlich ist.“ (E. Schubert)

Vermarktung

Die Verbreitung importierter oder im Land hergestellter Waren erfolgt(e) auf Märkten, in Läden oder durch fahrende Händler und umherreisende Hausierer direkt frei Haus. Das Anbieten auf Jahr- und Wochenmärkten versprach den besseren Gewinn, weil ein größeres Publikum angesprochen wurde, das Geld dabei hatte, kaufbereit war und die gesamte Atmosphäre den Griff zum Geldbeutel sowieso leichter machte.
Lange bevor der Große Kurfürst 1650 dem Flecken Vlotho das Marktrecht verlieh, gab es schon Märkte in den benachbarten Bauerschaften Wehrendorf, Valdorf und Rehme.
Bis 1843 wurde der Valdorfer Markt in unmittelbarer Nähe der Kirche abgehalten, nach der Markenteilung wechselte er auf die ‚Horst'. Vorwiegend handelte man mit Vieh, für das im engen Vlotho kein Platz war, es gab auch Angebote, so erzählt man von einem ambulanten Chirurgen, der quälende Hühneraugen schneiden konnte.

Kleiner Grenzverkehr

Vlothos und Exters Grenze zum Fürstentum Lippe, welches sich 1834 nicht dem Zollverein angeschlossen hatte, blieb als eine der letzten bis Mitte des 19. Jahrhunderts unter Zollzwang - geradezu eine Herausforderung zum Schmuggel.

Zum Schutz der eigenen Salzproduktion z. B. in Neusalzwerk (heute Bad Oeynhausen) hatte der Preußische Staat das aus Lippe eingeführte Salz mit hohen Zöllen belegt. Damals lag der Verbrauch pro Kopf bei 12 bis 18 Pfund, das lippische Salz war um etwa ¼ billiger. In mancher Händlerkiepe waren ein paar Pfund versteckt, die über die ‚grüne Grenze' ihren Weg in die Häuser fanden. Zu einem Teich an der alten Vlothoer Straße wird erzählt, dass bei nahender Grenzkontrolle die Schmuggler das Salz auf Nimmerwiedersehen dort versenkten.
Legaler Grenzverkehr fand natürlich auch statt und wurde gern gesehen; ihm verdankte Valdorf den Erhalt zweier Marktplätze in Wehrendorf und auf der Horst, wo bis 1880 im Herbst ein zweitägiger Markt gehalten wurde, weil die Lipper 'allerlei Geld ins Land brächten'.
In den Zeiten, in denen keine Jahrmärkte stattfanden, suchten die Händler die Kunden zu Hause auf. Auf den abgelegenen Höfen war ihr Besuch in den meisten Fällen willkommen, brachten sie doch gleichzeitig Nachrichten aus der näheren und ferneren Umgebung, sorgten für interessanten Gesprächsstoff neben ihrem eigentlichen Anliegen, dem Verkauf von Nützlichem oder Außergewöhnlichem.
Mit dem Handel verbreiteten sich Nachrichten über Grenzen hinaus, deren Wert eher in sozialer Kommunikation als auf Fakten bezogener Information lag. Allein das Verbreiten solcher Nachrichten ist schon als Hausierertätigkeit zu werten.

Information als Ware

Gezielte mündliche Nachrichtenübermittlung hielt sich auf dem Lande durch Einladungen zu Hochzeiten oder Beerdigungen durch einen beauftragten Hochzeits- oder Leichenbitter bis nach dem II. Weltkrieg.
Um dem schwarzbefrackten Mann die nötige Stärkung für die weitläufige Gemeinde zu verschaffen - oft wurde das ganze Dorf eingeladen - erhielt er in jedem Haus ein Schnäpschen, was sich mitunter störend auf Sprache und Gleichgewicht auswirkte. Es kam auch vor, dass er zu dringenden Arbeiten mit herangezogen wurde, z. B. ausgebrochene Kühe einzufangen.
Der Hochzeitsbitter hatte einen langen Stock dabei, jeder Eingeladene befestigte daran ein buntes Band, so ließ sich die Zahl der Gäste hochrechnen. Der Leichenbitter trug nie einen Stock, sondern auch bei Sonnenschein einen schwarzen Schirm, und immer eine 'Leichenbittermiene'.

Eine nicht seltene 'Maklertätigkeit' war die Ehevermittlung, teilweise als Nebenerwerb zur Hausierertätigkeit, manchmal auch alleiniger Zweck von Hausbesuchen. In diesem Geschäftszweig betätigten sich Frauen und Männer. Die Kunst bestand darin, den Wert der Mitgift und der Person zu taxieren und einen adäquaten Partner zu finden. [1] Modernere Vermittler konnten nicht nur die Frage, ob sie/er denn ‚etwas hinter dem Daumen habe', beantworten, sie hatten auch Fotos dabei.
Besonders begehrt waren Mädchen, die einen Hof erbten, ihnen wurden die blumigen Reden der Vermittler, mit denen sie ihre Auftraggeber 'schön redeten' oft so lästig, dass sie lieber auf diesen Dienst verzichteten und ihr Glück selbst suchten.
Die ideale Geschäftsidee hatte der Wüstener Händler Bobe, er verkaufte zunächst die Aussteuer, vermittelte dann die Ehe und stattete nach erfolgreichem Abschluss das junge Glück mit Polstermöbeln und Gardinen aus.

Ein Koffer voller Kleinkram

Zu den ärmsten Hausieren zählten die, die ihre Waren im Koffer von Haus zu Haus schleppten. Gummiband, Schuhcreme, Haarnadeln, Rasierklingen brachten nicht viel Gewinn. In Akten im KAH [2] ist zu lesen, dass viele ihren Wohnsitz in Herford an der Renntormauer, in der Tribunstraße oder der Bornbrede hatten, wo im Norden der Stadt das Armenhaus war. Wegen körperlichen Gebrechens oder durch Invalidität nach einem Unfall unfähig, einen ‚ordentlichen' Beruf auszuüben, sahen viele in einem Wandergewerbes die einzige Möglichkeit ihr Überleben zu sichern.
Durch einen Unfall verlor Hermann Güse mit 27 Jahren 1911 ein Auge. Nach seiner Genesung besorgte er sich bei der örtlichen Valdorfer Polizei einen Gewerbeschein und bot während des ersten Weltkrieges und danach Kurzwaren, Wolle, Schuhbänder, Heftzwecken und Schürzenstoffe an, alles wohlverpackt in einer Kiepe, die mit Wachstuch bedeckt war. Auch seine Füße hatte er mit Ledergamaschen gut eingepackt, was auch damals schon sehr ungewöhnlich war. Singend zog er durch Valdorf, Wehrendorf und Steinbründorf; als Einheimischer sprach er mit seinen Kunden plattdeutsch, womit Vorbehalte Fremden gegenüber gar nicht erst zum Tragen

[1] Hierzu abgewandelt: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, dass Hektar sich zu Hektar findet"
[2] Kommunalarchiv Herford

kamen. Weil er trotz seiner Behinderung immer fröhlich war, kauften ihm die Leute gern eine Kleinigkeit ab.
Durch den Verlust eines Armes ebenfalls behindert war ein Hausierer Heidemann, der auf dem Bonneberg und der Lohe mit Kurzwaren anzutreffen war. Als weiterer Valdorfer Kurzwarenhausierer wurde noch August Buschmeier genannt. [3]
In Uffeln war der Hausierer Busse mit Fahrrad und Koffer ebenfalls mit Kurzwaren unterwegs.
Ein echtes Original war Mutter Grün, mit bürgerlichem Namen Anna Hirschfeld, die mit einem ausrangierten Kinderwagen voller Spitzen, Knöpfe und anderer Kurzwaren von Hof zu Hof rumpelte oder ihre Ware in Herford unter einer Brücke feilhielt. Ihre Spezialität waren die verschiedensten Spitzen. Werbewirksam hatte sie ihre Röcke (mehrere übereinander) und ihren Schirm damit besetzt.
Stark geschminkt, mit Kunsthaartolle und mit einer Riesenschleife unter dem Kinn festgebundener Tafthaube, war sie wegen ihres obskuren Anblicks nicht nur missbilligenden Blicken ausgesetzt. Wenn Kinder sie zu sehr neckten und hinter ihr her schrieen, gebrauchte sie ihren Schirm auch schon mal als Waffe. Sie starb 1950 im Alter von 68 Jahren völlig verarmt in einem Behelfsheim an der Bornbrede, ihren Leichnam fand man erst nach Tagen. Ihr und ihrem Mann Trompeten-Oskar setzte die Stadt Herford in den 90er Jahren ein Denkmal - eine späte Wiedergutmachung.
In Vlotho wohnte der jüdische Hausierer Oskar Rosenwald. Noch 1931 war seine Tätigkeit einer lippischen Zeitung einen Artikel mit Bild wert. Rosenwald wurde als mit der Bevölkerung so ‚eng verwachsen' dargestellt, so dass man sich ‚Bentorf ohne ihn gar nicht mehr denken könne'. Sein Angebot bestand aus Bekleidung und Kurzwaren, die er in einem Bündel bei sich trug. Sein Aktionsradius waren das nördliche Lippe und Vlotho.
Von ihm ist eine Anekdote überliefert, die sich im Bentorfer Krug abgespielt hat. Frustriert vom schlechten Gang der Geschäfte kehrte Oskar Rosenwald bei dem befreundeten Wirt ein. Nachdem er einen 'Klaren' zur Stimulanz genossen hatte, setzte er auf das Geschäft mit herabgesetzter, weil angeschmutzter Ware. Er nahm einen Stoffballen, rollte ihn auf dem Fußboden der Gastwirtschaft ab, zog den Stoff hin und her und rollte ihn wieder auf. Geringfügig herabgesetzt ließ er sich als 'Sonderangebot', da leicht angeschmutzt, sicher leichter verkaufen.

---

[3] bezogen auf die dieser Arbeit zugrunde liegende Befragung

Dem verbreiteten Antisemitismus folgend machten sich Schulkinder ihren Spaß daraus, hinter ihm herzurufen und sogar mit Steinen nach ihm zu werfen, was anfangs von den Lehrern sanktioniert wurde. Später blieb es nicht nur bei Hohn und Spott, sein ambulanter Handel wurde boykottiert, die Türen blieben ihm verschlossen. Wie der Junggeselle seinen geringen Lebensbedarf deckte, bleibt unklar. 1942 wurde Oskar Rosenwald von den Nazis deportiert und im Konzentrationslager umgebracht.
Von bewundernswerter Tüchtigkeit war das sauerländische Weib. In ihrer Kastenkraxe, einem ausklappbaren schrankartigen Tragegestell, trug die Frau allerlei Kurzwaren zu den verstreut liegenden Höfen. Als Besonderheit ist zu vermerken, dass sie mit einem Schmied verheiratet war und acht (8) Söhne hatte, auch diese allesamt Schmiede.
Während ihrer Geschäftsreisen in den 30er Jahren nahm sie Bestellungen für Schmiedenägel, Hufnägel, Kollberger Schuhnägel, Hufeisen, Sensen, Sicheln, Messer und Scheren an, die später mit der Bahn zugestellt wurden. ‚Ihre Männer' arbeiteten im heimischen Sauerland mit einem von Wasserkraft betriebenen Schmiedehammer, erzählte sie. So sorgte sie für das Überleben der großen Familie in einer von Arbeitslosigkeit geprägten Zeit.
Einen großen Wirkungskreis hatte der Flötcher aus Herford, mit bürgerlichem Namen Friedrich Ellerbrock, der in den 20er bis 40er Jahren die Häuser 'abklapperte'.
Sein Markenzeichen war lautes Pfeifen [4] beim Betreten des Hauses, um sein Kommen anzukündigen. In der Regel stand nämlich die Deelentür immer sperrangelweit offen, Türklingeln gab es nicht. Die jugendliche männliche Kundschaft wurde mit einem „Willi, brauchste nich'n Taschenmesser" zum Kauf eingeladen (er nannte alle Jungen Willi).
Er kam von Herford mit der Straßenbahn ins Dorf und schleppte in Tasche und Koffer verstaut sein breitgefächertes Angebot über Land: neben Kurzwaren, Wolle, Strümpfen, Fliegenfängern, Kämmen, Küchenmessern, Rasierklingen auch besagte Taschenmesser und Mundharmonikas.
Wie bei anderen Kurzwarenhändlern gehörte auch Brickenzwirn [5] zum Sortiment. Wohl wissend, dass er es sich mit seinen Kunden nicht verderben durfte, verließ er das Haus, auch ohne etwas verkauft zu haben, stets fröhlich pfeifend, meistens jedenfalls.

---

[4] eben als „Flötcher" bezeichnet

[5] heute würde man Zwirnsternchen sagen

Bild 4: Um 1950: Sinti bzw. Roma hier am „Taternplatz“ an der heutigen B 514 im ehemaligen Grenzbereich Preußen/Lippe („Tatern“ = umgangssprachlich für „Zigeuner“)

Bild 5: Besonderes Interesse bringt die männliche Jugend der Tätigkeit eines reisenden Kesselflickers entgegen, der seine Fertigkeiten auf einem Markt zeigt.

Aber in der Regel kaufte die Bäuerin jedem Hausierer eine Kleinigkeit ab, so dass es in einigen Haushalten noch heute Zwirn und Sicherheitsnadeln aus jenen Tagen gibt. Nach dem Krieg beschränkte sich Friedrich Ellerbrock bis zur Währungsreform ausschließlich auf Tauschhandel. Nach Einführung der DM besserte sich die Geschäftslage und er legte sich ein Moped zu. Seine beiden Söhne übernahmen Hausierergewerbe und Flötchen. Sie waren noch in den 60er Jahren, allerdings mit einem PKW, und einem um Arbeitskleidung und Pullover erweiterten Angebot unterwegs.
Durch zwei weiß-blaue Säcke auffallend, zog der aus Holland kommende Zitronenkerl vor dem 2. Weltkrieg in Vlotho von Haus zu Haus. Er bot aus Übersee stammende Gewürze und natürlich auch Zitronen an.
Hinter seinem hochbepackten Fahrrad kaum zu sehen war der Schlappenkerl aus Schötmar, mit bürgerlichem Name Simon Rottmann, der die Erzeugnisse einer der im lippischen Norden häufiger vorzufindenden Schlappenfabriken anbot. Auf dem Lande war es üblich, dass die gesamte Familie Schlappen als Hausschuhe trug, so konnte er seine bunten Plüschschlappen in allen Größen leicht an den Kunden bringen.
Zwischen den Kriegen tauchte immer wieder einmal der Hamelner Kiepenkerl in Vlotho auf. Außer Strick- und Häkelgarn führte er die nötigen Nadeln, die edelsten waren aus Knochen handgefertigt, bei sich. Er kam mit der Eisenbahn, ging zu Fuß über Land und fuhr abends wieder nach Hause. Ein ähnliches Angebot hatte Heidemann vom Bonneberg in seiner Kiepe, er handelte mit Wolle und Kurzwaren.
In der Zeit der regen Hausierertätigkeit nach dem 2. Weltkrieg gab es an der Haustür auch Puddingpulver (Michel Wagner aus Solterwisch) und Zigarren (Meierheinrich aus Vlotho). Mit dem stets gleichen Spruch: „Jo, jo, nimm man ‘nen paar“, versuchte der aus Valdorf stammende Hausierer Westhoff seine Zigarren an den Mann zu bringen.
Nicht nur körperliche Besonderheiten oder Angewohnheiten (s. Flötcher) gaben den Hausierern ihren Namen, auch zufällige Äußerungen prägten einen lebenslänglichen ‘Spitznamen’; wie z. B.: „Muttkig warm“, für eine Frau Althoff aus Herford, die völlig durchgefroren am Ofen der Familie Hoberg Platz nahm und sich auf Platt freute: „Och, is dat hier muttkig warm.“
Sie schleppte in einer großen Tasche allerhand Kleinkram mit sich herum - wenn sie schon nichts verkaufte, hoffte sie auf eine Tasse Kaffee, ein Butterbrot oder einen warmen Ofenplatz. Hunger und Sorge um ihre große Familie trieben die kleine bescheidene Frau während der Rezession auf die

Straße. Durch die sich entwickelnde Freundschaft kam es noch bis in die 50er Jahre zu weiteren Besuchen, der Name „Muttkig warm“ blieb.

Zigeuner unterwegs

Das traditionelle Wandergewerbe der Zigeuner zählt zu den Hausierertätigkeiten. Einerseits war ihre Aufenthaltsgenehmigung mit maximal drei Tage an einem Ort beschränkt, andererseits waren sie den starren Regeln der Sesshaftigkeit nicht gerade zugetan und so zogen sie mit ihrer ganzen Habe von Ort zu Ort. Von der einheimischen Bevölkerung misstrauisch beäugt, lagerten sie auch an der Weser bei Gut Dieskamp.
Die Männer betätigten sich im Teppichhandel oder versuchten Pferde an den Mann zu bringen. Die Frauen boten billigen Schmuck und Handarbeiten an, die sie aber nicht selbst herstellten.
In der hohen Kunst des ‘Rosstäuschens“ sollten die Zigeuner besondere Fertigkeit erlangt haben. Der Ausdruck „Pfeffer in den Hintern blasen“ hat seinen Ursprung in dieser Kunst. [6]
Gelang es nicht, Waren an den Mann oder die Frau zu bringen, versuchten sich die buntgekleideten Zigeunerinnen im Handlesen. Kam es bei aller Hartnäckigkeit dann immer noch nicht zum Geschäft, endete das Verkaufsgespräch in Beschimpfungen und Verwünschungen. Für den gröbsten Hunger konnten schon mal ein Huhn oder ein paar Eier mitgehen.
Solche kleinen Unregelmäßigkeiten waren den Kindern gleichgültig, sie kletterten mit naiver Neugier in die Planwagen und bestaunten das gemütliche saubere Schlafzimmer, in dem die ganze Familie ein anheimelndes Nest hatte.
Bei aller Zigeunerromantik muss erwähnt werden, dass Sinti und Roma während der Hitler-Diktatur schweren Verfolgungen ausgesetzt waren und, wie bei den Juden, allein die Zugehörigkeit zu einem Volksstamm oder sogar schon einer Gruppe für die Deportation in Vernichtungslager ausreichte.
Zu einem konfliktbehafteten Verkaufsgespräch kam es in den 30er Jahren auf einem Hof in Exter. Zwei Frauen versuchten erfolglos Spitze zu verkaufen, statt dessen bekamen sie ein paar Eier geschenkt, die sie zu der Spitze in ihren Koffer legten.

---

[6] dieser Trick verlieh den armen Tieren einen tänzelnden jugendlichen Gang

Beim Hinausgehen schnappte der Hofhund nach den Zigeunerinnen und zerriss einer von ihnen die Schürze. Schon ging ein großes Geschrei los, vermischt mit wüsten Beschimpfungen. Die Großmutter erbot sich, die Schürze wieder zu reparieren.
„Nein, voller Schadensersatz, Schmerzensgeld!“ war die Antwort. Ein zufällig anwesender Onkel wollte die Situation beruhigen, erwähnte die Haftpflicht, was die Schreierei noch verstärkte: „Ihr wollt uns verhaften?“
Mittlerweile hatte der Vater auf dem Felde gehört, dass es im Hause Ärger gab, er kam zum ‘Tatort’ auf die Deele, rief: „Ich zähle bis drei, dann sind hier alle verschwunden“, zählte, nahm den Koffer und warf ihn über die oben offene Deelentür auf den Hof, wo er auf dem Pflaster landete und aufplatzte.
Eier und Spitze waren eine unappetitliche Mischung eingegangen, was den Frauen genügte, nicht weiter auf ihren Forderungen zu beharren sondern mit Drohungen wie „unsere Männer kommen, sie werden euch alle totschießen“ das Weite zu suchen.

Fachhändler von Haus zu Haus

Geradezu erwartet wurden die Hausierer, die sich auf ein spezielles Angebot beschränkten und wie gerufen zu passender Jahreszeit oder in regelmäßigen Abständen an die Tür klopften.
Auf dem Winterberg suchte nach dem I. Weltkrieg der Seußenkerl [7] aus dem Sauerland vor Beginn der Heuernte in jedem Frühjahr die Höfe auf.
Auffallend waren sein gerader Gang, er war früher Kürassier, und seine Sauerländer Mundart.
Er kam mit der Kleinbahn und schleppte sein Warenangebot von Hof zu Hof. Neben Sensen und Gartengeräten gab es bei ihm auch Seußenstrike [8].
Fachmännisch schliff er Messer und Scheren, richtete verbogene Sensen und konnte sogar Schirme reparieren.
Im Winter erschien der Messer-Heinerich aus Solingen, um für das bevorstehende Schlachtfest die nötigen Messer und Wetzstahl zu verkaufen. Rasiermesser, Taschenmesser, Küchenmesser und Scheren führte er auch mit sich, nach dem Kriege erweiterte er sein Angebot um Bestecke.

[7] Sensenmann, womit nicht „Gevatter Tod“ genannt ist
[8] Sensenstreicher = Schleifmaterial

Auch geistige Nahrung gab es frei Haus: In Valdorf betätigte sich der Küster als Colporteur und verkaufte im Advent christliche Kalender, Herrenhuter Losungen, Bibeln, Gesangsbücher etc., gleichzeitig sammelte er eine Kollekte für die Innere Mission.
Vor und während des 2. Weltkrieges fuhr der Pöttewagen, von zwei kleinen Pferdchen gezogen, über Land. Über und über mit bunt emaillierten Töpfen, Pfannen, Kellen und Schöpflöffeln behangen, klapperte er über die unebenen Wege. Im Laderaum des Federwagens befanden sich große Wurstkessel, gusseiserne Bräter und Pickertplatten. Abends kehrte der Topfhändler auf immer den gleichen Höfen ein, wo Pferde und Händler freundlich aufgenommen wurden. Durch diesen engen freundschaftlichen Kontakt und den außerordentlich großen Wirkungskreis entstanden Verbindungen bis in die Eifel.
Nach dem Krieg wurden, wahrscheinlich vom selben Händler, „Pötte“ per LKW transportiert. Die Inneneinrichtung des Fahrzeugs war eine geniale Mischung aus ausklappbarem Verkaufsladen und integriertem Schlafzimmer. Übernachtet wurde nach wie vor auf den Höfen, ohne dass dort allerdings ein Bett in Anspruch genommen wurde.
Außer dem Verkauf frei Haus besuchte der Pöttewagen, der wahrscheinlich aus Trier kam, auch Jahrmärkte und Märkte.
Für die Landwirtschaft unentbehrlich war ein immer ausreichender Vorrat an Wagenschmiere und Maschinenöl, denn schon früher hieß es: ‘Wer gut schmiert, der gut fährt’. In Vlotho und Umgebung waren verschiedene Händler aktiv, die alle eines gemeinsam hatten, sie wurden ‘Schmerkerl’ geheißen.
Zum Sortiment gehörten in der Regel auch Schmier- und Kernseife, Melkfett, Bohnerwachs und Schuhwichse, manche führten Peitschenschnüre, Lederriemen und Sensenstrike mit sich. Genannt seien hier Hoberg aus Rehme, der mit Pferdegespann vorfuhr; Opa Schewe aus Löhne nahm Bestellungen auf und fuhr sie mit dem Fahrrad aus. Bis in die 70er Jahre besuchte ein Milster aus Löhne die Landwirte im Kreisgebiet, er vertrieb Produkte des Mineralölwerkes Stade, deren Qualität geschätzt wurde.

Ein Original aus Exter

Wilhelm Heinrich Petersen (* 26.9.1898, + 3.1.1976), besser bekannt als Peiti aus Exter, zuckelte mit einem Eselskarren durch die Gegend. Peiti war ein Original, immer lustig, kontaktfreudig und wusste sich in Szene zu

setzen. Von seinem Vater hatte er eine kleine Besitzung in der 'Bickbeernflage' geerbt, die er zusammen mit seiner Frau Berta bewirtschaftete. Die aus der sehr kleinen Landwirtschaft erzielten Erträge reichten allenfalls zur Beschäftigung aber nicht zum Lebensunterhalt aus, so dass er sich nach einer anderen Geldquelle umsehen musste.
Zur kleinen Landwirtschaft kamen ein kleiner Esel, ein kleiner Federwagen und der Handel mit Ölen und Fetten begann. Werbung erhöht den Umsatz, Peiti malte sich ein aussagekräftiges Werbeschild „Onkel Peiti mit dem Hottemax bringt Öle, Fette, Bohnerwachs", das er an seinem Gefährt gut sichtbar befestigte. Später zog ein Maultier den Wagen, der Name Hottemax blieb.
Wenn in den 30er Jahren im Dorf ein Ernte-, Feuerwehr- oder Reiterfest gefeiert wurde, beteiligte sich Peiti mit seinem Gespann und zuckelte freundlich winkend im Festumzug durch die Dorfmitte. Dabei wurde nicht allein sein Miniaturgefährt bestaunt, Peiti wusste sein Publikum mit Gesang und Musizieren auf das Beste zu unterhalten.
Als Maskottchen der Feuerwehrkapelle Exter setzte er die Akzente durch kräftiges Schlagen der Becken, was ihm den weiteren Beinamen „Wupptamann" einbrachte. Auf Polterabenden spielte er mit dem Schifferklavier auf, sang Bänkellieder etwa von der Art: 'Achter iusen Hiuse was 'en Ecksternnest. Die Lütchen wärn heriude, de Äule scheit in't Nest', [9] wobei das Repertoire nach einigen Schnäpsen immer größer wurde.
Ständiges Kautabakkauen hatte Peitis wenige Zähne schwarz gefärbt. Seine lispelnde Aussprache, die mit weiter Manchesterhose und Joppe bekleidete kleine dünne Gestalt sowie die Ledermütze mit Patina vollendeten eine ungewöhnliche Erscheinung.
In einer noch nicht von Medien übersättigten Zeit war man für Unterhaltung dankbar, ein Original wurde durch die richtigen Stichworte, einen lockernden Klaren noch origineller gemacht - man sprach gerne mit ihm und über ihn.
‚Peiti' setzte sich bei seinen Verkaufsbesuchen zu den Alten an den Ofen und gab seine Geschichten und kuriosen Einfälle zum Besten. So versuchte er schon in den 30er Jahren hinter seinem Haus eine Windkraftanlage zu bauen, um damit sein Korn zu dreschen. Irgendwie klappte das nicht - auch diese ihrer Zeit weit vorauseilende Idee wurde im Dorf Gesprächstoff, den Betonsockel gibt es heute noch.

---

[9] „Hinter unsrem Hause war ein Elsternnest, die Jungen waren draußen, der Alte sch... ins Nest"

Bild 6: Wilhelm Petersen mit Ehefrau Berta und „Hottemax“

Bild 7: Wilhelm Petersens „Festwagen“

Der Mensch lebt von Erfolgen - an Misserfolgen sind die anderen schuld. Peiti gelang es einmal auf dem Markt in Vlotho acht Ferkel zu verkaufen und freute sich: „Von dem Geld hätte ich einen ganzen Waggon Kohlen am Vlothoer Bahnhof kaufen können!“ Beachtlich - heute wäre ein Wurf von acht Ferkeln zu klein, von Gewinn ist nicht zu reden.
Mit dem ‘Schmer’-Handel war für ihn nicht genug Geld zu machen, als drittes Standbein arbeitete er in der Möbelfabrik Pecher. Bevor die anderen Arbeiter kamen, heizte er in aller Frühe den Kessel an. So erwarb er sich eine kleine Rente, die ihm und seiner Frau für das Nötigste reichte.
Mit Besen, Bürsten und Schrubbern belieferte Bürstenmacher Bosse bis in die 50er Jahre die Haushalte in Schwarzenmoor, Exter und Umgebung. Die selbstgefertigten Produkte transportierte er im großen Strohkoffer auf dem Fahrrad.
Neben dem Verkauf sah er sich gleichzeitig nach Rohmaterial für sein Handwerk um und bestellte bei den Bauern Pferdehaare. Im Winter, wenn die lästigen Fliegen verschwunden waren, wurden Schweif und Mähne gestutzt und zusammengebunden für den Bürstenmacher bereit gelegt. Umweltfreundlich, aus feinem Birkenreisig fertigte er Topfkratzer, plattdeutsch Schuierwuif [10].
In Vlotho gab es in den 20er/30er Jahren den blinden Bürstenmacher Detering, meistens bot er gemeinsam mit seiner Frau seine Produkte in den umliegenden Bauerschaften an. Gelegentlich ging er auch alleine von Haus zu Haus, und orientierte sich dann nach dem Gehör, wie er sagte.
Zur Pflege des Haushalts, besonders der Wäsche, lieferten unterschiedliche Hausierer die nötigen Mittel in regelmäßigen Abständen frei Haus (z. T. noch heute). In den 30er Jahren kamen chemische Markenprodukte wie IMI, ATA, Persil auf, früher schon gab es Soda, Seifenflocken, Schmierseife, Kernseife, Scheuersand u. ä. Die nicht reizüberfluteten Kinder der Zeit nach dem ersten Weltkrieg hockten schnuppernd vor dem Seifenkoffer, in dem auch parfümierte Seifenstücke und Rasierseife waren.
Der einarmige (kriegsversehrte?) Taake von der Lohe schleppte einen Holzkoffer mit seinem Angebot zu Fuß von Haus zu Haus; in angenehmer Erinnerung blieben sein freundlich-zurückhaltendes Wesen und seine immer korrekte Kleidung.
Nach dem 2. Weltkrieg brachte in Exter ein Seifen-Mann sein Warensortiment zunächst in einem Persil-Karton auf dem Motorrad, später mit ei-

[10] für „Scheuerweib“, ein interessantes Wortspiel für Schuierwieb = Scheuerbündel.

nem Auto zu seinen Kunden. Wegen seiner Spezialität, einer Mischung aus Seifenflocken und -pulver wurde er geradezu erwartet, ohne ihn konnte kein Waschtag stattfinden. In den meisten Haushalten wurde alle vier Wochen 'große Wäsche' gehalten, d. h. am Vortag wurde die Wäsche in IMI eingeweicht, am Waschtag der Köker [11] angeheizt, die Wäsche gekocht, tüchtig gerubbelt, von Hand gespült und ausgewrungen - eine kraftraubende Arbeit, bei der Hilfsmittel wie gutes Waschpulver eine Erleichterung waren. Später übernahm seine Tochter seinen Kundenkreis, sie erweiterte ihr Angebot um Textilien.
Überliefert ist die außergewöhnlich gute Qualität der angebotenen Damast-Bettwäsche, die das 'Bayernweib' nach dem ersten Weltkrieg bis in unsere Gegend brachte. Verständigung war für Kunden und Verkäufer nur über den Umweg über die 'Fremdsprache' Hochdeutsch möglich.
Mit hellem Glockenschlag kündigt sich auch heute noch der 'Leiternwagen' an, der sein sperriges Angebot bis vor die Haustür bringt. In früheren Zeiten kamen die Leitern mit dem Fuhrwerk der Firma Grunert aus Herford auf die Höfe.

Geschäftsmann und Hausierer

Eigentümer eines Ladengeschäftes mochten auf die zusätzliche Einnahme durch Haustürgeschäfte nicht verzichten, insbesondere wenn die Ehefrau sich als 'Ladenhüter' betätigte. Textilien, Lebensmittel, Backwaren, Saatgut und Spritzmittel wurden frei Haus verkauft.
Vor dem 2. Weltkrieg übernahm Alfred Brinkmann die Hausversorgung mit Stoffen und fertigen Textilien in Exter und Umgebung, bis er um 1925 in der Siedlung an der Salze ein Haus gebaut und darin einen Laden eröffnet hatte. [12] Mit vollbepacktem Fahrrad schob er von Haus zu Haus, um Schürzen, Strümpfe, Unterwäsche, Arbeitskleidung und Stoffe anzubieten. Bei den Kindern war er beliebt, weil er immer ein paar Bonbons für sie in der Tasche hatte.
Für die früher sehr wichtige Aussteuer hatte er Proben von Damast und Leinen für Bett- und Tischwäsche bei sich. Die Bestellungen schnitt seine Frau Minna von großen Stoffballen ab und er lieferte sie wiederum per Fahrrad aus. Dann wurde die Hausschneiderin (Weißnäherin) bestellt, die

[11] Waschkessel

[12] Vorher unterhielt er ein Ladengeschäft in der Ortsmitte. Im gleichen Haus befand sich damals die Post (s. a. GWB „K04 - Geschichte der Post - Exter")

daraus Bettbezüge und Tischdecken nähte. Als Einheimischer genoss er größeres Vertrauen bei der hiesigen Bevölkerung, es war allgemein üblich, die Aussteuer bei ihm zu kaufen.
Guter Geschäftssinn und Zielstrebigkeit haben sich auf seine Kinder vererbt. Sein Sohn Friedrich-Wilhelm Brinkmann gründete 1947 in Löhne eine 'Lohnkonfektion', die Fabrikation wurde 1953 nach Herford verlegt, aus der sich ein Konzern mit Niederlassungen im In- und Ausland entwickelte. Markennamen wie Bugatti, Lord und Pikeur sind weltbekannt. Die Entwicklung vom Bauchladen zum Weltkonzern ist übrigens nicht so selten, Quelle, C. & A. Brenninckmeyer und Bertelsmann haben sich ähnlich entwickelt.
Aus Lemgo wurden die Haushalte in Vlotho und Exter nach dem 2. Weltkrieg von Finne 'bereist'. Auch hier gab es ein Textilgeschäft, die zusätzlichen Einnahmen aus dem Hausverkauf erzielte man ebenfalls über Aussteuer und Bekleidung. Die Brüder Finne boten einen besonderen Service an: stand ein größeres Fest ins Haus, ein Konfirmationsanzug oder Hochzeitsanzug oder auch nur ein neuer Wintermantel wurden benötigt, boten sie an, die Kunden von zu Hause abzuholen und nach erfolgtem Einkauf auch wieder zurückzubringen. In einer fast autolosen Zeit ein exquisites Vergnügen.
Auf den meisten Höfen sind noch alte Familienfotos aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg vorhanden. Die Kulisse ist oft die gleiche, der abgelichtete Fußboden weist darauf hin, dass sie direkt auf den Höfen entstanden sind; denn auf manchen Bildern guckt noch etwas Stroh unter der auf der Kulisse aufgemalten Portiere hervor. Insofern kann man auch Fotografen zumindest zeitweilig zu den Hausierern zählen.
Eigentlich alle Bäckereien auf dem Lande lieferten Brot, Kaffee, Lebensmittel und Spirituosen aus. Stellvertretend seien hier nur zwei genannt.
Bis Ende der 60er Jahre belieferte E. aus Löhne in weitem Umkreis die Haushalte mit Lebensmitteln, beliebt war sein selbst gerösteter Kaffee. Weil er als Zahlungsmittel auch Roggen oder Weizen akzeptierte und das Haushaltsgeld oft knapp war, sorgte er dafür, dass manche Hausfrau sich trotz aller Knappheit doch etwas Gutes leisten konnte. Mit oder ohne Wissen des Ehemannes verwandelte sich Weizen in Kaffee, Pralinen oder Likör. Nach Terminabsprache erschien der Händler auf dem Hof, um mit der Bäuerin zunächst ein paar Zentner Getreide abzuwiegen, die er in seinem Bulli verstaute, er lieferte anschließend die ausgewählten 'Luxusgüter' und man setzte sich bei einer Tasse Kaffee zusammen um noch gemütlich

zu plaudern. Sollte jetzt der Hausherr erscheinen, könnte die Situation zu gewissen Irritationen geführt haben.
Bäcker Delius von der Horst in Vlotho lieferte schon in Zeiten, als es noch Pferdefuhrwerke gab, seine Brote aus. Walter Bätz, Agrarjournalist aus Vlotho, wohnte als Schuljunge in der Nachbarschaft und erinnert sich an seine Tätigkeit als Aushilfsbeifahrer:
„Es war Aufgabe des Beifahrers, die Brote in die Häuser zu tragen. Ein Graubrot wog 6 Pfund, wenn man 6 Brote gleichzeitig im Rucksack oder auf den Armen trug, hatte man als Schüler schwer zu schleppen. Dennoch war diese Tätigkeit in den Hungerjahren von 1942 bis 48 sehr beliebt, da der Brotwagen eine Nahrungsquelle außerhalb der Lebensmittelmarken bot. Die Bauern zahlten ein Backgeld von 20 Pfennigen pro Brot, ihren Jahresbedarf an Roggenmehl hatten die Landwirte über einen Müller dem Bäcker zukommen lassen.
Andere, die diese Möglichkeit nicht hatten, zahlten 90 Pfennig für ein Sechs-Pfund-Brot, ein Weißbrot kostete 50 Pfennige, ein Brötchen drei und ein Rosinenbrötchen fünf. Die 'Brotjungen' brachten die Brote auf die Höfe, kassierten das Geld und sammelten die Lebensmittelmarken ein, die sie abends in ein Heft kleben mussten. Im Winter wurden die Brote mit dem Pferdeschlitten ausgeliefert, was nicht so romantisch war, wie man meinen sollte, denn die Wege waren oft unpassierbar. Wurden wir während einer Auslieferungstour mit dem Pferdefuhrwerk von Fliegeralarm überrascht, wussten wir oft nicht, wo wir uns unterstellen und verstecken sollten, wir hatten große Angst ein leichtes Ziel zu bieten.“ Nachdem der Sohn 1950 die Bäckerei übernommen hatte, wurden die Brote mit einem Bulli ausgefahren.
Mit der 'Elektrischen' kam in den Nachkriegsjahren die Miederfrau aus Bad Salzuflen zu ihren Stammkundinnen nach Exter und Vlotho. Sie erschien ohne Aufforderung in Abständen von zwei Jahren - wenn das alte Mieder verbraucht war - und wurde erfreut von der Hausfrau empfangen. Nachdem man ein wenig bei einem gemeinsamen Kaffee geplaudert hatte, zogen sich Kundin und Herstellerin in die Schlafkammer zurück, um Maß zu nehmen. Nach ein paar Wochen wurde das handgefertigte Korsett per Nachnahme zugeschickt - ein solides Stück mit Haken, Schnüren und Stäbchen, schlechte Körperhaltung war so fürderhin ausgeschlossen.
Besonderes Ansehen genoss der Gärtner Bulk aus Herford, der in Schwarzenmoor und Exter den besten Steckrüben- und Kleesamen lieferte. Bis in die 60er Jahre lieferte er mit seinem PKW die Bestellungen frei Haus, un-

terstützt von seinem ausgesprochen gut aussehenden Sohn, der von den heranwachsenden Töchtern interessiert beäugt wurde.
Der aus Dehme stammende Samen-Kipp belieferte Valdorfer und Uffelner Bauern.
Einen eigenen Vertreter hatte in den ersten Nachkriegsjahren der Vlothoer Landhandel Klocke. Gustav Krieger, ein aus Schlesien vertriebener Landwirt, besuchte in Valdorf und Umgebung die Bauern, nahm Bestellungen für Kraftfutter, Düngemittel und Saatgut auf, hatte Bindegarn für Strohballen und Pflanzenschutzmittel gleich bei sich und verhandelte über den Ankauf von Getreide. Später arbeitete er für das Kornhaus Valdorf. Bis Anfang der 60er Jahre war er mit seinem Pkw unterwegs.
Für die verstreut wohnenden Bauern war es nicht nur wichtig, mit Waren und Dienstleistungen versorgt zu werden, mindestens ebenso wesentlich war es, die eigenen Produkte zu vermarkten.
Viehhandel war notwendigerweise der verbreitetste 'ambulante' Händlerberuf; hierbei ist genau zu unterscheiden in Pferdehandel, Schlachtvieh- und Ferkelhandel. Die Brüder Grotegut, genannt Scherling, Hermann, Wilhelm und Friedrich, Huneke aus Schötmar, Huss aus Schwarzenmoor, Ortmann Exter, Zimmer Vlotho, Schmittman aus Lippe, Heinrich Meier Pferdehändler aus Vlotho sind hier nur stellvertretend für viele andere genannt.
Der Ferkelhändler Huneke aus Schötmar, genannt Fitti Hiuntje, zog mit seinem geistig behinderten Sohn über Land. Huneke war von eisernem Sparwillen beseelt. Die beiden teilten sich ein rostiges Fahrrad, nicht etwa gleichzeitig, nein, einer fuhr ein Stück voraus, stellte das Rad an einen Baum, der andere kam zu Fuß hinterher, nahm den Drahtesel, fuhr wieder ein Stück voraus usw. Besonders zufrieden machte sie diese Art der Fortbewegung nicht, beide schimpften unentwegt vor sich hin.
Zum Schutz vor Sonne und Regen trug der Vater einen großen Schlapphut, außerdem konnte man dann nicht so schnell erkennen, dass er keinen einzigen Zahn mehr im Munde hatte. In seiner Sparsamkeit hatte er es zu mehreren Häusern gebracht, die er testamentarisch dem vermachte, der seinem Sohn Heimat und Pflege geben wollte - der Sohn starb wenige Jahre nach dem Vater.
Aus Lippe kam auch der Ferkelhändler Schmittmann, mit Spitznamen 'Quickel'. Er warf seinen Werbeslogan immer mal wieder in das Verkaufsgespräch: „...und so ein Quickel, der handelt nur mit Fickel", um dem evtl. festgefahrenen Handel wieder auf die Sprünge zu helfen.

Eine ganze Viehhändler-Dynastie stellte die Familie Scherling aus Exter, die auf dem Standesamt mit Grotegut registriert war. Der Urgroßvater Johann Hermann Grotegut war eingeheiratet, wurde aber nach alter Sitte mit dem Namen des Hofes angeredet, was sich in den folgenden Generationen fortsetzte. Der Erbe der kleinen Besitzung, der 1860 geborene Otto-Heinrich Grotegut, hatte eine große Familie mit zehn Kindern zu ernähren und nahm zur Verbesserung seines Einkommens den Viehhandel auf.
Seine Söhne Friedrich-Karl, genannt 'der Weise', Wilhelm 'de Widde' (der Weiße) und Hermann (Herm) mit Spitznamen 'Samuel' taten es ihrem Vater gleich und handelten mit Vieh. Sie verhielten sich untereinander stets loyal und machten sich keine Konkurrenz. Ohnehin handelte Hermann ausschließlich mit Rindvieh, während die anderen beiden sich ihre Reviere wohl aufgeteilt hatten.
Ihre Treffpunkte waren die Gaststätten Ellermann und Knöner in Exter und Tödtmann in Steinbründorf. Hier trafen sich Kunden und Händler, vollkommen ohne Telefon war es möglich, Nachrichten rechtzeitig an die richtige Adresse zu bringen und schlachtreife Schweine zum Verkauf anzubieten. Der Händler suchte den Bauern zu Hause auf, begutachtete die angebotene Ware und bot einen Preis; war man sich handelseinig, wurde der Kaufvertrag mit Handschlag besiegelt.
Waren die Brüder sich auch untereinander einig, wie hoch sie im Preis gehen wollten, so gab es auch unter den Bauern kein dringlicheres Gesprächsthema als den aktuellen Marktpreis; sofort nach der Begrüßung lautete die erste Frage: „Was kosten die Schweine?"
Für Friedrich hätte der Handel beinahe in einer frühen Pleite geendet. Er hatte Ende der 20er Jahre mit einem Großhändler aus dem Rheinland einen großangelegten Ferkelhandel begonnen.
Waggonweise wurden Ferkel dorthin geschickt, die Bezahlung erfolgte später per Scheck. Durch die Zahlungsunfähigkeit dieses Kunden geriet er selbst in Zahlungsschwierigkeiten und konnte nur mit Hilfe seiner Familie wieder 'auf die Füße kommen'. Dabei hatte dieser Handel zunächst gute Gewinne gebracht. Friedrich kaufte soviel Ferkel auf, bis es lohnte, einen Waggon bei der Bahn in Vlotho zu bestellen.
Am Tag der Verschickung musste er schon morgens um 4.00 Uhr aufstehen, die Pferde füttern und anspannen, um dann mit dem Planwagen die Ferkel von den verschiedenen Höfen abzuholen. Nach mehreren Fahrten war der Waggon voll und der Transport konnte beginnen.

Nachdem dieser Handel geplatzt war, beschränkte sich Friedrich auf die heimische Kundschaft und verkaufte Ferkel an hiesige Bauern und Mastschweine an Schlachter. Nach dem Krieg hatte der Planwagen ausgedient, nun besuchte Friedrich die Kunden mit dem Motorrad. Er war mit Leib und Seele Händler und gönnte sich erst mit weit über 70 Lebensjahren den Ruhestand.
Die drei Brüder hatten keine Schwierigkeiten interessante Gesprächsthemen zu finden - sie waren nicht auf dem Mund gefallen. Von Hermann, dem Rinderhändler, ist eine nette Anekdote überliefert: Scherlings Herm hatte Pastor Brünger eine Kuh verkauft. Nachträglich hatte der Pastor an dem Neuerwerb etwas auszusetzen - die Handelsspanne war ihm zu groß. Herm: „Ja, ja, ja Herr Pastor, wenn wir das Evangelium aus erster Hand kriegten, wär's auch nicht so teuer!"

Die Geheimsprache

Unter den Viehhändlern, Schlachtern, aber auch in Einzelhandelsgeschäften gab es auch bei 'deutschstämmigen' Geschäftsleuten einen ausreichend großen jiddischen Wortschatz, der Absprachen untereinander erlaubte, ohne dass die Kundschaft Verdacht schöpfte.
Die wenigen noch überlieferten Wörter bezeichneten vor allem die Kaufkraft, Herkunft oder die Absicht des Kunden. Eine sehr arme Frau war eine 'Dalfe', 'Machutten' kleine Leute mit ordinärem Benehmen, sie waren 'machulle' = arm, ein Spaßvogel nannte Emporkömmlinge 'Patentmachutten'. War etwas undurchsichtig oder gleich verdächtig, war es 'kochum', war die Sache in Ordnung, war sie 'koscher'. 'Schoflig' war ein unfaires Betragen, 'schnorren' sich für 'lau' einen Vorteil zu beschaffen, ordentlich 'malochen' - arbeiten war da schon besser angesehen.
Hatte der Mann eine 'Kalle' so meinte man die Braut, war sie eine 'Schickse' hieß das nicht, dass sie chic war, sondern es war abwertend 'eine nicht jüdische Braut', in evangelischen Gegenden kam erschwerend hinzu, wenn sie zu den 'Toffelmonen' zählte, womit die Katholiken geringschätzig bezeichnet wurden. War der schoflige Wirt Inhaber einer Spelunke, nannte man ihn 'Schassjebalje', der bei ihm servierte Kaffee war eher 'laue lone' - sehr dünn, ohnehin gab es dort nur 'Tinnef' - Tand und der hält nie lange, sondern geht bald 'kapores' - kaputt.

‚Hamsterer' in der Nachkriegszeit

Die Jahre zwischen 1945 und 1947 waren auf den Höfen durch eine andere Art des Hausierens geprägt, die Nachfrage, das Bitten um das Notwendigste zum Sattwerden, besser gesagt gegen den Hunger: 'hamstern' genannt. Das Geschehen bestimmten die Frauen, deren Männer gefallen oder noch in Kriegsgefangenschaft waren, sie versorgten so Kinder und alte Leute.

Marlene Ortmann erinnert sich: „Die Hamsterfrauen (-weiber) kamen teils mit der 'Elektrischen' (Kleinbahn), zu Fuß oder aus den weiter entfernten Ballungsgebieten mit dem Zug, an dem sie wie Trauben hingen. Für sie stand auf dem Hof ein Korb mit Kartoffeln bereit, Äpfel wurden frühmorgens aufgesucht und gerecht an alle Hilfesuchenden verteilt. Speckschwarten, Schinkenknochen oder gar ein Ei waren schon kulinarische Genüsse.

Not macht erfinderisch! Die Hamsterfrauen durchsuchten ihre Habe nach tauschbaren 'Wertgegenständen' oder fanden unter den Hinterlassenschaften des Krieges Utensilien, die sich auf den Höfen in Nahrungmittel verwandeln ließen; zum Hamstern gesellte sich das 'Kungeln'. Wer erinnert sich noch an Strümpfe oder Westen aus dem Garn der Zuckersäcke oder Fallschirmtuch? Die 'Zuckersackstrümpfe' kratzten fürchterlich, hatten aber die erwünschte lang vermisste weiße Farbe; Fallschirmseide dagegen war wunderbar weich, doch rar."

Die Höfe waren gefordert, alles zu geben, um die Notlage in der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmittel zu verringern. Futtermittel aus eigenem Anbau reichten nicht aus, Importe gab es nicht. Für den Vermittler eines Abfallproduktes der Firma „Hoffmanns' Stärke" in Bad Salzuflen, der 'Schlempe' gab es als Provision ein Pfund Butter.

Weil dieses eine Pfund seinem Bedarf anscheinend nicht genügte, erweiterte er seinen 'Handlungsspielraum' um Kinder- und Jugendbücher aus seiner eigenen Kindheit und der seiner Tochter. So kam es, dass es bei Hobergs in Exter den auf einem Bauernhof seltenen 'Luxus' einer eigenen Jugendbibliothek gab. Der heiß begehrte Lesestoff wurde an Mitschüler verliehen, kostenlos versteht sich, und steht heute noch abgenutzt und zerlesen im Bücherschrank.

Nicht nur Waren ließen sich in Nahrung verwandeln, den Bauern wurden auch besondere Fähigkeiten angedient und schmackhaft gemacht. So wird von einem Kunstmaler berichtet, der gegen Kost und Logis für die Zeit der Herstellung für die Aussteuer der Töchter Bilder malte zum Schmuck des

künftigen Wohnzimmer. Die Idee war gut, die Farben leider nicht, keines der Bilder konnte je aufgehängt werden, weil alles 'wegbröselte'.
Deutlich werden die außergewöhnlichen Leistungen der Frauen in der Nachkriegszeit an einem in Erinnerung gebliebenem Einzelfall: Eine Frau aus einer bekannten Herforder Schaustellerfamilie kam am neunten Tag nach der Entbindung ihres siebten Kindes mit einer Rolle Draht unter dem Arm auf den Hof um Lebensmittel zu tauschen. Wer kann sich so etwas heute noch vorstellen?

Handwerker von Hof zu Hof

Unentbehrlich für die Instandhaltung und Erneuerung der Gebäude, Pferdegeschirre, Bekleidung und die Vorratshaltung für Mensch und Tier waren die unterschiedlichsten ambulanten Handwerker mit ihren Fertigkeiten. Die Handwerker betrieben meist selbst eine kleine Landwirtschaft und waren den Sommer über damit beschäftigt. Nach Abschluss der Feldarbeiten im Herbst hatte man Zeit für nötige Reparaturen; so waren jedes Jahr nach der schweren Arbeit auf dem Acker Pferdegeschirre neu zu richten.
Der Sattler führte Leder, Zwirn, Pech und die Gerätschaften mit sich, oft wohnte er für die Zeit seiner Arbeit bei seinem jeweiligen Arbeitgeber. Er baute in der eigenen Werkstatt äußerst solide Sofas und möbelte alte wieder auf. Sattler traf man noch in der Nachkriegszeit auf den Höfen an, besonders ist hier Fritz Vollmer aus Hollwiesen zu erwähnen.
Bevor die Kühe im Frühjahr wieder auf die Weide getrieben wurden, war eine gründliche Pediküre angesagt. Mit Spezialwerkzeug rückte der Klauenbeschneider den zu lang gewordenen Hufen zu Leibe, schnitt sie recht kurz, um Verletzungen vorzubeugen. In Vlotho und Umgebung machte das Ernst Schulz aus Steinbründorf, der außerdem noch monatlich für den Milchkontrollverband den Fettgehalt der Milch untersuchte.
Auf Bestellung kam der Zimmermann ins Haus. Für ihn wurde die vorhandene Hobelbank mitten auf die Deele gestellt und abgelagertes gesägtes Holz aus eigenen Beständen (und dem eigenen Wald) herbeigeholt. Mit zunehmender Technisierung war es praktischer, die einzubauenden Teile in eigener Werkstatt vorzufertigen - zu Zeiten reiner Handarbeit (bis nach dem I. Weltkrieg) war es einfacher, schwere Werkstücke an Ort und Stelle zu bearbeiten. Dazu gehörten auch die wuchtigen Getrieberäder in Wasser- und Windmühlen. Sie waren aus Holz und die auswechselbaren „Zähne" mussten oft ersetzt werden.

Bild 8 (links): Ein Ländlicher Frisier-Salon 1949
Bild 9 (rechts): Holzschuhmacher mit mobiler Werkstatt [13]

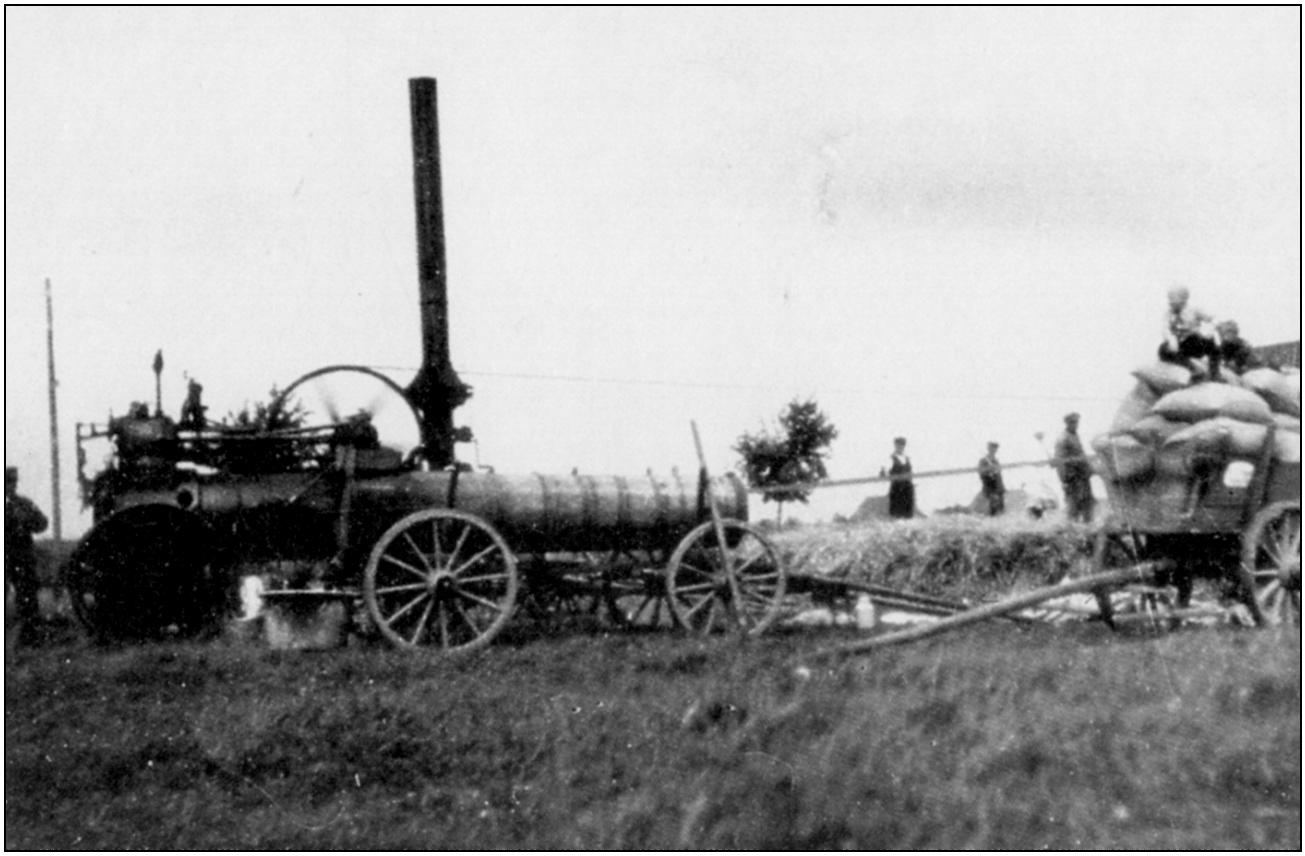


Bild 10: Dampfdreschmaschine in Windheim (o. J.), die wahrscheinlich auch als Lohndreschmaschine ihre Dienste tat

[13] Für den Vlothoer Raum erwähnten die Zeitzeugen zwar keinen Holzschuhmacher, diese Aufnahme (o. J.) aus dem Bünder Land gehört aber auf jeden Fall zum Thema.

Bild 11: Tödtmann in Steinbründorf (heute bekannter als Beerenkämpen), hier trafen sich u. a. die Viehhändler der Familie Scherling mit ihren Kunden .

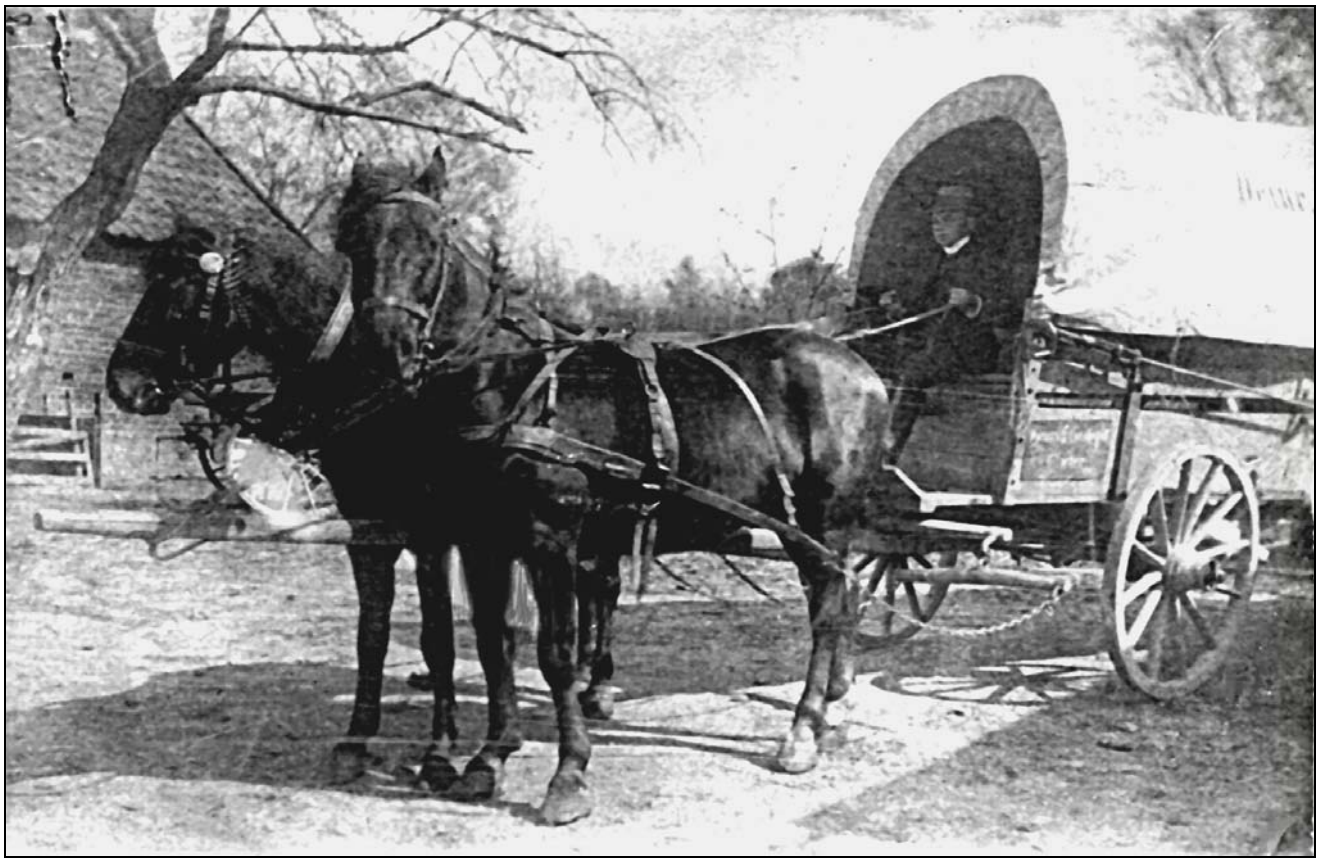


Bild 12: Angehöriger der Viehhändler-Dynastie Grotegut, genannt Scherling, mit Planwagen, möglicherweise sogar Heinrich, der Begründer des Familienunternehmens .

Einen außergewöhnlich 'stressigen Job' hatte der Hausschlachter während der Winterzeit. An einzelnen Tagen waren bis zu drei Schweine zu schlachten oder zu verwursten. Das hieß für ihn in der 'Uchte' (kurz nach Mitternacht) aufstehen und meistens zu Fuß bei Nacht und Schnee zu dem ersten Klienten zu laufen. Oft hatte er das Handwerkszeug - Messer, Wetz, Schabekelle, Beil - am späten Abend zuvor gar nicht mehr nach Hause gebracht, sondern auf halbem Wege an einen Baum gehängt, wo er am Morgen sowieso wieder vorbeikam.
Vom Schwein zur Wurst war es ein hartes Stück Arbeit und das Schlachtefest genannte Ereignis bot in Zeiten mangelnder Konservierungsmöglichkeiten oft die einzige Gelegenheit, frischen Braten genießen zu können. Das Schwein wurde gebrüht, abgeschabt, ausgenommen und zum Kühlen auf eine Leiter gehängt, wobei darauf geachtet wurde, dass weder Katzen noch Hunde an das Fleisch gelangen konnten.
Am nächsten Tag ging es an die Herstellung unterschiedlichster Wurstsorten: Mett- und Kochwurst, Braunschweiger, Milzwurst, Blut- und Leberwurst, Sülze im Glas und natürlich, in Westfalen unverzichtbar, Stippgrütze [14]. Schinken, Speckseiten, Kleinteile wie Pfötchen und Knochen wurden eingepökelt; nach einiger Zeit kamen Wurst, Schinken und Speck in den Rauch auf der Räucherbühne oder in einen eigenen Räucherschrank.
Qualitätsmerkmal eines guten Hausschlachters war nicht nur die Herstellung schmackhafter, haltbarer Wurst - Sauberkeit, Geschwindigkeit und nicht zuletzt gute Geschichten spielten eine ebenfalls wichtige Rolle.
Zur Hausschlachtung gehört die gesetzlich vorgeschriebene Untersuchung auf Trichinen, also gehört auch der amtliche Trichinenbeschauer zu den Dienstleistern auf den Höfen. Er wurde zum Schlachttermin bestellt, kam mit Mikroskop, Skalpell und amtlichem Siegel zur Untersuchung an Ort und Stelle.
Noch mehr erforderten die Tage, an denen gedroschen wurde, für jeden Hof ein Höchstmaß an Einsatz aller Kräfte, auch die Nachbarschaft trat mit zum schweißtreibenden Arbeitseinsatz an.
Eine Lohndreschmaschine war ein Ungetüm, das mit viel Staub und Getöse das Korn aus den Garben löste, die man im Sommer in der Scheune zu großen Haufen gestapelt hatte. Anfänglich wurde der 'Dreschkasten' von einem Traktor-Motor, etwa einem Lanz-Bulldog, über einen Riemen angetrieben; später übernahm ein Drehstrom-Motor diese Aufgabe.

[14] auch als Wurstebrei bekannt

Viele Helfer waren nötig für den Transport der Garben, des Strohs, das Korn wurde auf die 'Kornbühne' getragen, 'Haferkaff' diente den Pferden als Rauhfutter. Die Hausfrau produzierte an Dreschtagen große Mengen Schweinebraten, Rotkohl und Vanillepuddig, denn die Helfer konnten essen wie die 'Scheunendrescher'.
In Exter betrieb Heinz Kiso lange Jahre einen Lohndrescher und war so mit jedem Bauern persönlich bekannt, später hat er den Drescher an Friedrich Selberg verkauft, der noch einige Jahre damit arbeitete, aber von den aufkommenden Mähdreschern dann vom Markt verdrängt wurde.

Schneider frei Haus

Der Tradition der im Commercien Reglement von 1719 erwähnten 'Bauerschneider' folgend, konnte man bis in die 30er/40er Jahre den Schneider ins Haus bestellen.
Seine Aufgabe war es, Arbeitskleidung herzustellen und zu flicken, die dazu gehörigen Stoffe hatte man zuvor wahrscheinlich bei einem Hausierer gekauft, ebenso war er für die Herstellung der Aussteuerwäsche zuständig.
Schneidermeister Bicker aus Vlotho hatte eine tragbare Nähmaschine, die von Hand betrieben wurde, so ließ sich die langwierige 'Stichelei' verkürzen und damit die Produktivität erhöhen.
Stahls Miele, Schneiderin in Steinbründorf, ließ ihre fußbetriebene Nähmaschine am Vorabend an den Ort ihres nächsten Einsatzes holen. Für Leute mit Fuhrwerk oder Handkarren war das kein Problem, ärmere Kunden trugen das schwere Gerät über die Landstraße.
Schröders Wilhelm, der auf der Steinegge in Exter wohnte, erschien schon morgens in aller Frühe, ging in die Wohnstube, sagte kurz Bescheid: „Bleibt man noch liegen, ich koche schon mal den Kaffee" und ging daran, das Feuer im Ofen anzuzünden.
Sparsamkeit war höchstes Gebot - Recycling ein unbekannter, aber praktizierter Begriff. Aus den gut erhaltenen unteren Hosenbeinenden nähte der Schneider, nachdem die Hose nicht mehr zu retten war, noch ein paar warme Fausthandschuhe; für die Männer bei der Waldarbeit im Winter unentbehrlich.
Zwischen gelernten Schneidern und Schneiderinnen und Flickschneidern wurde genau unterschieden. Die Flickschneiderin reparierte Bekleidung und Wäsche, ein neues Stück Stoff hätte man ihr nie anvertraut. Ohnehin

stiegen die Ansprüche der Landbevölkerung in dem Maße wie Informationen über Mode und Weltgeschehen auf die Dörfer kam; sogar die jungen Mädchen versuchten mit der Schneiderin einen anderen Schürzenschnitt auszuhandeln - figurbetont, etwas kürzer. Ein guter Mantel oder Anzug wurde in der Regel beim niedergelassenen Schneider in Auftrag gegeben oder man ging in die nahegelegene Stadt.
Haarschnitt gefällig? In den Jahren nach dem 2. Weltkrieg schaute der Friseur in regelmäßigen Abständen vorbei, um gegen Naturalien den Herrn des Hauses mit Söhnen wieder in 'Fasson' zu bringen; die Damen trugen in den seltensten Fällen einen 'Bubikopf' - ihre Haare blieben ungeschnitten.
In Zeiten wirtschaftlicher Not bot der Besitz eines Kappeshobels [15] die Möglichkeit etwas hinzu zu verdienen, reihum ging es auf den Höfen an die Sauerkrautherstellung.

Rückblick auf die ländlichen Handwerker

Während man heute sehnsüchtig auf den Klempner wartet und der Keller langsam voll Wasser läuft, war es in früheren Zeiten auf den Höfen so, dass für einen Handwerker immer ein Bett bereit stand und dieser manchmal sogar unaufgefordert erschien und die nötigen Reparaturen erledigte.
Grossmann schreibt dazu: *„Schon im Mittelalter wurde die Ausübung des Handwerks auf die Städte beschränkt, wo die Zünfte sorgfältig darüber wachten, dass ihnen in den dörflichen Gemeinden kein Wettbewerb entstand. Auch die brandenburgische Regierung blieb dieser Wirtschaftsordnung treu, indem sie 1688 einen Erlass erneuerte, den schon 200 Jahre vorher Herzog Wilhelm von Cleve zum Schutze des Handwerks in den Städten erlassen hatte.*
Es ist daher nicht zu verwundern, dass auch in der Gemeinde Valdorf das Handwerk zunächst keine große Bedeutung besaß. Immerhin waren auch in Valdorf die Handwerker vorhanden, die trotz der Schutzbestimmungen für die Zünfte mit behördlicher Genehmigung sich in den Dörfern niederlassen durften. Es waren dies die Grobschmiede, Schreiner und Zimmerleute, Radmacher und Maurer, Schneider und Schuhmacher. Ihr Arbeitsbereich war jedoch sehr beschränkt. so durften die Zimmerleute nur Bauernhäuser, Schreiner nur Särge und Bauernmöbel anfertigen. Dazu musste ihnen das Holz vom Auftraggeber geliefert werden, der außerdem die Handwerker auf seinem Hofe

[15] Kappes = Kohl, meist Weißkohl, also Kohlhobel

in Kost nahm, so dass man fast von einem Wandergewerbe sprechen kann. Dasselbe galt auch für die Sattler, Schuhmacher und Schneider, die noch im vorigen Jahrhundert durchweg von Hof zu Hof zogen".

Der „Vlothoer Anzeiger" veröffentlichte 1982 das „Königlich Preussische COMMERCIEN-REGLEMENT vom 26. April 1719" aus dem Dokumenten-Kabinett des verstorbenen Alexander Dolezalek. Ausdrücklich wurde darin festgelegt, welche Handwerker 'auf dem platten Lande' ihrem Beruf nachgehen durften: *„Leineweber, Bauerschneider, Zimmerleute welcher Bauer-Häuser und Tischler, so die Särge und das Geräth auf die Braut-Wagen in der Bauren Kost und von derselben Holtz verfertigen, Rademacher, Altflicker und Grobschmiede wohnen."* Landschneider dürfen aber nicht die *„Livray und Kleider vor die Bedienten, Adelichen und Beamten verfertigen"*, das bleibt den Schneidern in der Stadt vorbehalten.

„Andere Handwerker aber als Schuster, Leder-Händler, Kleinschmiede, Maurer, Weißbecker, Kürßner, Weißgärber, Sattler, Hut- und Wandmacher, Riemenschneider, Färber, Schneider, Tobackspinner, Gläser, Bötticher und alle übrige, so oben nicht ausdrücklich ausgenommen seynd auf dem Lande nicht zugelassen, sondern in Städten sich zu setzen, und daselbst ihr Gewerbe zu treiben schuldig.!"

Die Veröffentlichung erfolgte über die Kirchenkanzeln: *„... damit nun solchem allen gebührend und genau nach gelebet werde ... zum Druck befördert und von allen Canzeln in den neuen Städten abgelesen ... zu jedermänniglichen Wissenschaft und Verhaltung gebracht ... werden".*

Somit ist sicher, dass umherziehende Handwerker auf eine mehrere Jahrhunderte alte Tradition zurückblicken konnten. Außerdem geht aus dieser und ähnlichen Verordnungen hervor, dass sämtliche Handwerker außerhalb von Städten von den Landwirten lebten; es gab keine andere Möglichkeit als die, von Hof zu Hof zu ziehen und den Bedarf der Bauern zu decken. Die in dem genannten Erlass erwähnte weitere Förderung des Handwerks in den Städten und gleichzeitige Festigung der Macht der weitgehend autonomen Zünfte konnte mit Fortschreiten des Bevölkerungswachstums dem Druck von Verarmung und dadurch bedingter Auswanderung nicht standhalten.

Die Macht der Zünfte wird erstmals mit dem Reichszunftgesetz von 1731 eingeschränkt, Zunftmitglieder der allgemeinen Rechtsprechung unterworfen und 'Kartelle' verboten.

Wenn man bedenkt, dass um 1790 ein städtischer Handwerker (Maurer) 72 % seines Einkommens für Lebensmittel ausgeben musste, waren die

Einkünfte des durch Auflagen scheinbar eingeschränkten ländlichen Handwerkers höher anzusetzen, weil er meist stets in Lohn und Brot stand.

Dadurch, dass der Zunftzwang nur in den Städten bestand, konnte sich das ländliche Handwerk freier entwickeln, nicht Herkunft, sondern persönliche Fähigkeit war die Voraussetzung für den Erfolg.
Endgültig wurde die Macht der Zünfte besiegelt mit dem preußischen Edikt zur Gewerbefreiheit vom 2. September 1811. Bereits ein Jahr zuvor leiteten 'Finanzedikt' und 'Gewerbesteueredikt' diese Reform nach französischem Vorbild ein. Jeder der ein Gewerbe betrieb, sei es Handwerk, Handel oder Industrie, war verpflichtet, einen Gewerbeschein zu lösen, es gab auch für etablierte 'Zunftmeister' keine Ausnahmen.
Die Ausgabe eines Gewerbescheines ist ein Verwaltungsakt, der selbstverständlich nur an 'würdigen' Personen geschehen konnte und damit sind wir wieder bei den Hausierern und Handwerkern auf dem Lande.

Hausierer als Steuerzahler

Der bisher nicht erfasste Trödelhandel geriet um 1865 in das Blickfeld der wachsamen Steuerbehörde. Die Landräte werden um Vorschläge bezüglich der zu erlassenden polizeilichen Bestimmungen gebeten. Landrat v. Borries schlägt eine genaue Buchführung über Verkäufer, Ware, Preis, Datum und Käufer vor, außerdem habe die Polizeibehörde jederzeit das Recht, wahrscheinlich um Verdächtige der Hehlerei zu überführen, das Warenlager und die Buchführung in Augenschein zu nehmen und bei Verstößen mit bis zu 5 Rtl. [16] Strafe zu belegen. Weiter heißt es: *'Der Handel mit altem Hausgeräth ist durch die neue Gewerbeordnung einer Controlle nicht unterworfen, unter der Bezeichnung „gebrauchte Wäsche" dürften alte Lumpen nicht mit einbegriffen sein. Der Handel mit denselben nicht unter obige Controlle fallen, da dies zu einer unverhältnismäßigen Erschwernis der Gewerbebetreibung führen würde.'* In Zeiten der Massenarmut wurde nichts weggeworfen, sogar mit gebrauchter Wäsche wurde gehandelt.
Zur besseren Einschätzung des Steueraufkommens verfügte die Preußische Regierung 1895 eine Berufs- und Gewerbezählung. Landrat v. Borries veranlasste folgende Bekanntmachung im Herforder Kreisblatt:

[16] Reichstaler

Bild 13 (oben): Alfred Brinkmann mit Familie vor seinem Ladengeschäft im Hause Exter Nr. 121

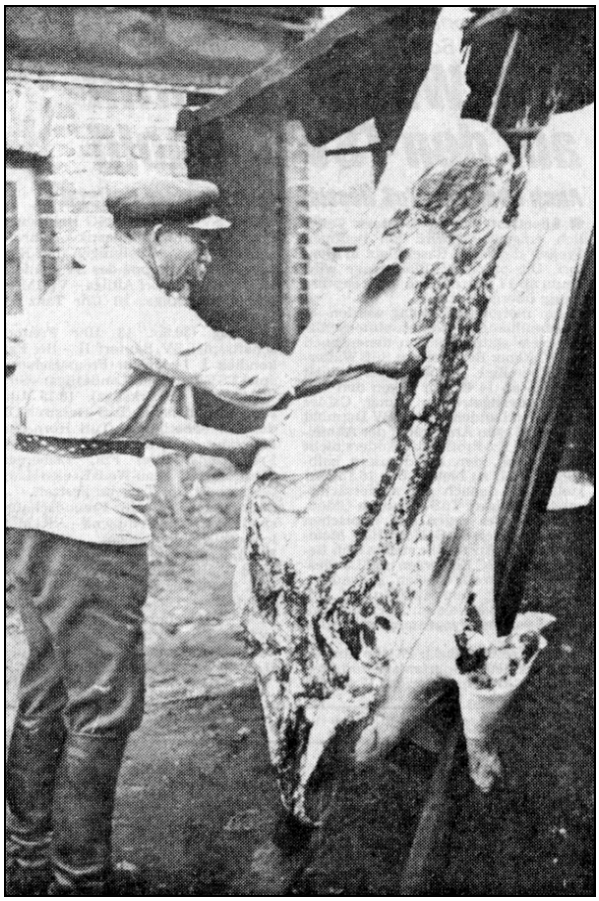


Bild 14 (rechts): Hausschlachter bei der Arbeit

Bild 15: Die „Elektrische“ (Herforder Kleinbahn), hier am Bahnhof Hagenmühle (Wrachtrup) in Exter, auch vom „fahrenden Gewerbe“ als Transportmittel benutzt, etwa 1950

„Um die Grundlagen zu einer neuen Statistik der volkswirtschaftlichen Verhältnisse des deutschen Reiches zu gewinnen, findet auf Grund des Reichsgesetzes vom 8. April 1895 [...]eine Berufs- und Gewerbezählung in Verbindung mit einer Erhebung der landwirtschaftlichen Betriebe statt. Die Angaben werden nicht zu Zwecken der Besteuerung, sondern nur zu statistischen Zusammenstellungen benutzt werden. Wer die Fragen, welche auf Grund des vorbezeichneten Gesetzes an ihn gerichtet werden, wissentlich wahrheitswidrig beantwortet oder die vorgeschriebenen Angaben zu machen sich weigert, wird mit Geldstrafe bis zu 30 M bestraft"

Niemand muss alles wissen ...!

Der Vlothoer Amtmann Brüggenschmidt berichtete am 8. Juli 1895 über den Verlauf der Zählung, dass es keine Widerstände gegeben habe, die Zählbogen auch für Personen mit geringer Bildung verständlich seien:
„... das diesseitige Amt hat indeß die Erfahrung gemacht, daß Personen der landwirtschaftlichen Bevölkerung, von denen die intelligentesten als Zähler auserwählt wurden, dem ihnen übertragenen Amte nicht gewachsen sind.
Nach Ertheilung einer gründlichen Instruktion versprach ich mir die besten Erfolge, diese sind aber ganz das Gegentheil und geben mir Veranlassung, bei der nächsten Volkszählung andere Maßnahmen zu treffen, wodurch bessere Erfolge erzielt werden. Besondere Wünsche und Ansichten bezüglich des Inhalts der Zählpapiere sind nirgends laut geworden. [...] Die Theilnahme der Bevölkerung am Zählgeschäft namentlich der ländlichen war äußerst schwach. Nur in wenigen Zählbezirken fand eine Selbstzählung durch Ausfüllung der Zählpapiere seitens der Haushaltungsvorstände selbst statt. Diese Arbeit hatte auch das Amt den Zählern zu übernehmen empfohlen."
Für Zähler und Gezählte eine heikle Geschichte, anscheinend ging die Loyalität der Vlothoer Bauern gegenüber dem geliebten Kaiser nicht so weit, dass sie sich direkt in die Karten schauen lassen wollten.
Im Jahr 1897 wurden im Regierungsbezirk Minden 2903 Gewerbescheine (Hausierergewerbesteuer) ausgegeben, die 71.042 Mark an Steuern einbrachten. Die Zahl der ausgegebenen Scheine erhöhte sich 1904 zwar geringfügig auf 2916, die dadurch erzielten Einnahmen gingen jedoch auf 66.084 Mark zurück. Anlass genug, von Seiten der Königlichen Regierung in Minden, Abt. für direkte Steuern, Domänen und Forsten, die Landräte darauf hinzuweisen. und außerdem auf eine gleichmäßige Besteuerung

gleicher Handelsartikel zu dringen. Der Landrat seinerseits gab in einem Rundschreiben an die örtlichen Polizeibehörden, die für die Ausgabe der Gewerbescheine zuständig waren, der Forderung des Fiskus nach mehr Steuern Nachdruck.
Fast verzweifelt liest sich das Gesuch des Mauers Johann Ü. aus Herford, Renntormauer vom 3. Februar 1906 um Ermäßigung der auf 24 Mark erhöhten Wandergewerbesteuer auf 12 Mark, eine Taxe die seine Frau schon in den vergangenen 10 Jahren in dieser Höhe entrichtet hatte:
„... Meine Ehefrau, welche seid 20 Jahre das Hausierergewerbe betreibt hat diesen Schein jetzt schon seid etwa 9 - 10 Jahre zu 12 Mark erhalten. Ich bin Maurer ohne feste Arbeit und habe noch 8 Kinder welche schulpflichtig sind. Da ich noch ohne Nachricht von der Königlichen Regierung bin so richte ich an Sie Herr Landrat die Bitte um Unterstützung obigen Gesuches. Gehorsamstens zeichnend Maurer Johann Ü.“

Eine berufsständische Organisation

Die durchweg als Einzelpersonen tätigen Hausierer hatten schon 1883 erkannt, dass sie nur im Zusammenschluss die Interessen ihres Berufsstandes vertreten konnten; so lud die Sektion Herford des Verbandes reisender Kaufleute Deutschlands mit Sitz in Danzig am 15. April 1908 zu einem Vortrag in das Hotel Rorig zu Herford ein.
Thema des Abends war: „Deutschlands Handel in der Welt. Organisation, Leistung und Aufgaben des Verbandes reisender Kaufleute Deutschlands.“
Aus der Einladung gehen die Inhalte der Verbandsarbeit - Imagepflege und Rentenversicherung - hervor: *„... Zu bemerken erlauben wir uns, dass der Verband seit seinem nahezu 25jährigen Bestehen ausser der Pflege der Standesehre es sich zur vornehmsten Aufgabe machte, nach Möglichkeit für die Hinterbliebenen seiner Mitglieder, denen bis heute leider noch keine gesetzlichen Unterstützungskassen etc. zu Gebote stehen, Sorge zu tragen.“*

Moral auf dem Prüfstand

Es fällt auf [17], dass um die Jahrhundertwende die Regierung bemüht war, Wandergewerbescheine nicht an Personen auszuhändigen, die verdächtig

[17] bei Einsicht in Akten im KAH aus dem Zeitraum zwischen 1865 und 1926

waren, ihren Lebensunterhalt durch Bettelei aufzubringen und den Gewerbeschein zu einem Scheingewerbe nutzten.
Für die Zulassung zum Wandergewerbe musste das Mindestalter 25 Jahre betragen und es durften keine Vorstrafen vorliegen, bzw. seit der letzten Strafverbüßung musste eine fünfjährige straffreie Zeit vergangen sein.
Im Antragsformular werden Fragen nach „abschreckenden oder ansteckenden Krankheiten“, „ist der Antragsteller blind, taub oder geistesschwach?“, „Steht er unter Polizeiaufsicht?“, „Ist er wegen gewohnheitsmäiger Arbeitsscheu, Bettelei, Landstreicherei, Trunksucht übel berüchtigt?“ gestellt.
Strafentlassene sahen sich vor der Alternative auszuwandern oder zu betteln. Manche versuchten durch einen Wohnortwechsel ihre Vergangenheit zu verschleiern und sich an fremdem Ort durch die Erlangung eines Gewerbescheines mit Hausieren über Wasser zu halten.
Hierzu finden sich im KAH mehrere Vorgänge. Der Amtmann von Ennigloh gibt dem Landrat des Kreises Herford den Hinweis, einen Antrag der Eheleute K. auf Erteilung eines Wandergewerbescheines zurückzuweisen, da beide eine längere Vorstrafenliste in Bückeburg und Minden hätten, die Delikte waren gemeinschaftlicher Versuch eines schweren Diebstahls, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Unfug, unbefugte Ausübung der Schankwirtschaft, Überschreitung der Bestimmungen über die Sonntagsruhe, Beleidigung.
Im letzten Absatz heißt es: „*Eine Unterstützung der Eheleute K. halte ich mit Rücksicht auf ihre Strafen nicht für angezeigt. Der Ehemann K. ist gelähmt, er bezieht eine monatliche Unfallrente von 54,85 M. Ein 18jähriger Sohn arbeitet als Fabrikarbeiter; sonstige Kinder sind nicht vorhanden.*“
Die aussichtslose Situation der Familie K. wurde von der Behörde wohl erkannt, aber man hielt solche „Subjekte“ keiner Hilfe wert. Der Regierungspräsident Minden begründet die Absage auf das an „Seine Majestät den Kaiser und König“ gerichtete Gesuch am 15. Januar 1908 damit, dass seit der letzten Verurteilung noch keine 3 Jahre verflossen seien.
In einem anderen Fall nimmt der Landrat zu dem Gesuch einer vorbestraften Frau, die aus Magdeburg nach Löhne gezogen war, Stellung: „*... Es liegt die Gefahr nahe, daß sie, wenn sie im Besitze eines Wandergewerbescheines sind, diesen nur dazu benutzten, um durch ihn strafbare Handlungen verhältnismäßig leicht fortsetzen zu können. Vor solchen Elementen muß aber die Allgemeinheit geschützt werden.*“

Im beigefügten Polizeibericht verdächtigt man die Antragstellerin gar der gewerbsmäßigen Unzucht, *„zumal sie in Abwesenheit ihres Mannes fremden Männern - Händlern - in ihrer hiesigen Wohnung Unterkunft gewährte.“*
Geradezu abenteuerlich liest sich der Bericht des Löhner Amtmannes über einen Antragsteller aus dem Jahre 1907:
„... O., der verheiratet und Vater eines Kindes ist, von seiner Frau aber getrennt lebt, besitzt in Löhne eine stark überschuldete Stätte. Seit längeren Jahren dem Trunke und Müßiggange ergeben, hat er sich hauptsächlich bettelnd und landstreichend umhergetrieben und war nur darauf bedacht, das Vermögen seiner Eltern durchzubringen. Um sich der Bestrafung für begangene strafbare Handlungen zu entziehen, wanderte er im Jahre 1896 nach Afrika aus, von wo er drei Jahre später wieder zurückkehrte. Nach dieser Zeit ist er wiederholt wegen verschiedener Vergehen bestraft worden, zuletzt vom Fürstlichen Schöffengericht zu Lage am 30. Mai 1906 wegen Diebstahls mit einer Woche Gefängnis.
Aus diesen Gründen hat der Bezirksausschuß zu Minden die Erteilung eines Wandergewerbescheines wiederholt abgelehnt.
Die Angabe des O., daß er arbeitsunfähig sei, ist nicht richtig. Wenn er auch zu schweren Arbeiten nicht fähig ist, so kann er doch leichtere Arbeiten sehr wohl verrichten und würde solche auch finden, wenn er sich ernstlich darum bemühte.“
Auch hier führte die mangelnde Moral zur Ablehnung einer Handelserlaubnis. Für den Taubstummen Wilhelm Rüter aus Melbergen war die Erteilung eines Gewerbescheines kein Problem. Der Amtmann des Amtes Gohfeld-Mennighüffen bestätigte auf Anfrage am 18. April 1905: *„Mit dem Berichte zurückgereicht, daß Antragsteller wird das Gewerbe als Deckmantel für Bettelei nicht gebrauchen. Er ist sonst tätig und arbeitsam gewesen.“*
Positiven Bescheid erhielt der Viehhändler Wilhelm Kortemeyer aus Vlotho, der 1908 für seinen 24jährigen Sohn Fritz einen Gewerbeschein beantragte mit der Begründung, dass er seit der Teilnahme an den Feldzügen 1866 und 1879 stark an Rheumatismus leide - auch sein Sohn habe schon Militärdienst geleistet und sei vollkommen unbescholten. Auch der Vlothoer Amtmann befürwortet das Anliegen.
Hingegen wird ein Antrag aus Ennigloh vom 21. Dezember 1908 von einem Kleinbauern und Schweinehändler, der ebenfalls an zwei Feldzügen teilgenommen hatte, seinem 22jährigen Sohn einen Gewerbeschein zu erteilen, abschlägig beschieden, da er weder Ernährer der Familie sei, noch Erfahrung im Wandergewerbe habe.

Bei Preußens wieherte der Amtsschimmel manchmal recht heftig: Ein Rundschreiben des Regierungspräsidenten vom 8. Juni 1895 warnt vor dem östereichischen Händler Blaz Bosnic, der in Nikolaiken (Ostpreußen) mit einem gefälschten Wandergewerbeschein der Regierung zu Cöln 'getroffen worden'.
„... Das Amtsgericht zu Nikolaiken, dem B. vorgeführt worden ist, hat ihn nicht bestraft, weil B., der des Lesens und Schreibens unkundig zu sein vorgab und behauptete, ein Berufsgenosse, Thomas Kussik in Allenstein, habe ihm den Schein für 86 Mk. besorgt, mithin sein Verschulden nicht festzustellen war. Das Amtsgericht hat B. auch den gefälschten Schein wieder ausgehändigt, allerdings mit der Verwarnung, ihn nicht wieder zu benutzen. Ich vermute indessen, daß er diese Warnung nicht beachten wird, und bringe, da dem Vernehmen nach die Fälschung von Wandergewerbescheinen durch oesterreichische Händler in großem Maßstabe betrieben wird, den Vorfall zur Kenntnis.“
Es ist zu vermuten, dass die Vermutung stimmt.

Vor Haustürgeschäften wird gewarnt!

Diese Warnung gilt sicherlich nicht für Käufe bei bekannten Hausierern, sondern für die absoluten Schnäppchen, die an der Haustür offeriert werden. Originell war bei uns im Ort in jüngster Zeit das Angebot der Resteverwertung beim Autobahnbau: „Komplette Beteerung des Hofes zum Quadratmeterpreis von 12,- DM“. Weil dieses Angebot auf jedem zweiten Hof gemacht wurde, schien irgendwo der Bau einer ganzen Autobahn ausgefallen zu sein.[18]
Zeitschriftenwerber drücken auf das soziale Gewissen: „Können Sie einem entlassenen Strafgefangenen den Wiedereinstieg in die Gesellschaft verwehren?“ - Versicherungsvertreter verbreiten pure Panik: „Die Renten sind ungesichert; wollen Sie im Alter auf Sozialhilfe angewiesen sein?“ Es ist nicht einfach, dem Ideenreichtum der meist gut geschulten Haustürverkäufer zu widerstehen.
Mit dem sozialen Druck der Gemeinschaft arbeiten Firmen, die in Verkaufsparties Plastiktöpfe, Schmuck, Kerzen, Unterwäsche, Edelstahltöpfe, Kosmetik und Ähnliches anbieten. Es ist nahezu unmöglich, in netter Gesellschaft von Nachbarn und Freunden, es ihnen nicht gleichzutun und nichts vom 'vorzüglichen' Angebot zu bestellen.

[18] Diese Angebote wurden während der Ausbaus der A2 in den Jahren 1998-2000 gemacht

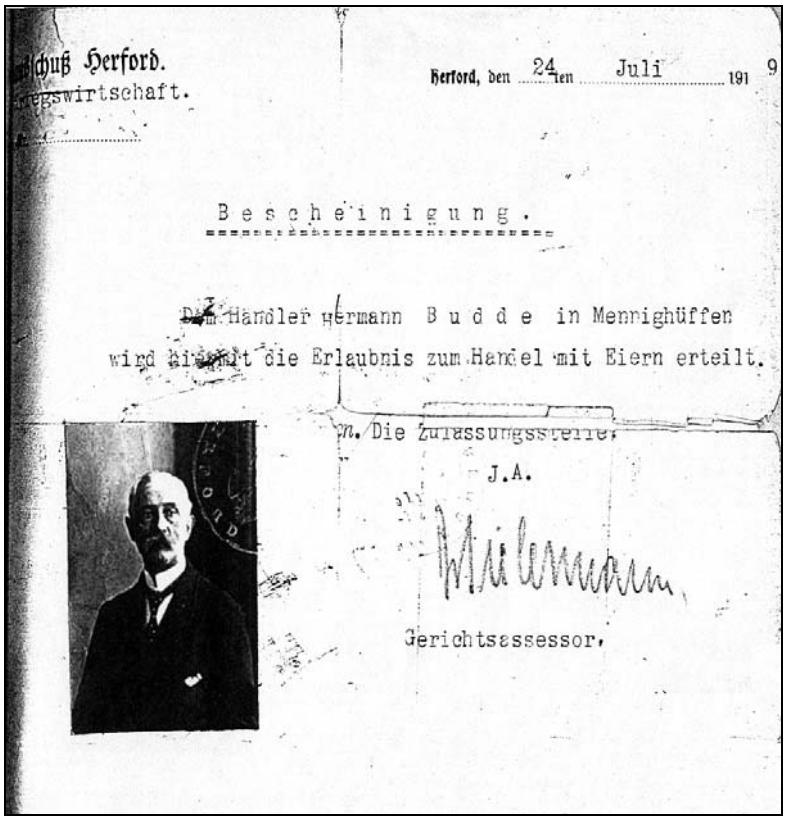
Königl. Preußisches
COMMERCIEN-
REGLEMENT
Vor die
Grafschafft
Ravensberg.

De dato Berlin/den 26. April, 1719.

MINDEN/

Gedruckt bey Johann Detlefssen/ Königl. Preuß. Regierungs-Buchdrucker.

Bild 16 (oben rechts): Ein Besenbinder preist im 18. Jh. seine Waren an
Bild 17 (oben links): Commercien-Reglement von 1719
Bild 18 (unten rechts): Wappen des Verbandes Reisender Kaufleute (s. S. 34 ff)



...schuß Herford.
...egswirtschaft.

Herford, den 24ten Juli 1919

Bescheinigung.

Der Handler Hermann Budde in Mennighüffen wird hiermit die Erlaubnis zum Handel mit Eiern erteilt.

...n. Die Zulassungsstelle:
J.A.

Mielmann

Gerichtsassessor.

Bild 19 (links): Mit dieser Bescheinigung darf Hermann Budde aus Mennighüffen mit Eiern handeln.

Nach dem Schneeballsystem werden neue Verkaufsparties verabredet, bei denen die Gastgeberin in irgendeiner Weise profitiert. Bei Licht betrachtet ist jedes der angebotenen Teile im Kaufhaus für einen Bruchteil des Preises zu bekommen.
Der redliche Hausierer gehört einer aussterbenden Gattung an und niemand nimmt sich mehr die Zeit, auf der Ofenbank einen 'muttkig warmen' Platz anzubieten, wo man bei einer Tasse Kaffee die Neuigkeiten aus Stadt und Land austauscht. Via Handy wird der Viehhändler bestellt, werden Preise ausgehandelt, per Internet alle Bestellungen frei Haus geliefert, nicht einmal zum Bezahlen muss man sich übermäßig bewegen - 'online-banking' heißt das Zauberwort. Die Frage ist, was mache ich mit der gesparten Zeit, wie vermeide ich, in der Anonymität zu versinken?

Zusammenfassung ... aber kein Schlussstrich!

Die nach Fragebogen von Vlothoer Landfrauen und durch Interviews sicher nicht vollständig erfassten Hausierer und Händler auf den Höfen im Vlothoer Stadtgebiet im Zeitraum von 1915 bis 1965 beeindrucken durch ihren zum Teil außerordentlich großen Aktionsradius (Trier, Sauerland, Bayern) und die Breite des Warenspektrums.
Die (weitgereisten) Spezialisten unter den Hausieren wie Messer- oder Topfhändler besuchten die Haushalte nur einmal im Jahr, während diejenigen, die mit Verbrauchsgütern handelten, recht häufig wiederkehrten.
Unter den verschiedenen 'Branchen' sind die Kurzwaren die meistgenannten, hier war die Konkurrenz also besonders groß. Inwieweit der Konkurrenzdruck zu einer Verbreiterung des Angebotes beitrug, z. B. durch harmlose Medikamente wie Magentropfen oder Eukalyptusöl, lässt sich aus der zeitlichen Entfernung nicht sicher benennen. In Notzeiten war dem Erfindungsreichtum keine Grenze gesetzt, besonders nach den Kriegen konnten sich die Bauern vor Angeboten fahrender Händler/Hausierer/Hamsterer kaum retten.
Glücklicherweise ist das Soziale Netz heute so dicht geknüpft, dass niemand mehr 'Klinken putzen' muss um zu überleben. Die Kehrseite der Medaille ist, dass durch staatliche Fürsorge eigenes soziales Engagement nicht mehr gefordert wird, wir kaufen keinen 'Brickenzwirn' aus Mitleid. Die Alten auf der Ofenbank sind entweder gerade im sonnigen Süden und wenn das nicht mehr geht, werden sie mit 'Essen auf Rädern' versorgt.

Vielleicht sind die sozialen Dienste die Nachfolger der Hausierer. Rückblickend scheint es so, dass der Anteil an Kommunikation und sozialem Zusammenhalt, der von den Hausierern geleistet wurde, einen ähnlich breiten Raum einnahm wie heute das Telefon.
Bei den verschiedenen Interviews kamen skurrile Charaktere und pfiffige Ideen verschiedener Hausierer zum Vorschein, Originale, die in Westfalen gehätschelt und gepflegt wurden.
Anteilnahme an den Schicksalen einzelner, ihrer körperlichen Behinderung, der durch Krieg ausgelösten persönlichen Notlage war bei den Gesprächen noch heute spürbar.
Die Hausierer brachten nicht nur sich selbst, ihre Waren und Neuigkeiten in die Häuser, vor allem hatten sie eins: Zeit! Individueller und persönlich ansprechender kann ein Verkaufsgespräch nicht sein, als das in der privaten Atmosphäre der eigenen vier Wände.
Etwas wehmütig kam oft die Bemerkung, solche Originale gibt es heute nicht mehr. Wollen wir die Originale von heute finden, müssen wir die alten Hausierertugenden wieder aufnehmen: auf die Leute zugehen, erzählen und zuhören.
Der von den Hausierern geleistete soziale Beitrag zum Zusammengehörigkeitsgefühl einer Gemeinschaft, die unermüdliche Bereitstellung eines ansprechenden Angebotes, ihre äußere Erscheinung und ihre Originalität verdienen es, sie nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Text: Annegret Rögge

Bilder: Nrn. 1, 4, 8, 9 KAH (Kommunalarchiv Herford), Sammlung Wagner
Nr. 16 Ludwig Richter, aus „Hausschatz“, Gondrom o. J.
alle anderen aus Privatbesitz

Quellen: Prof. E. Schubert: Fahrendes Volk im Mittelalter, Bielefeld 1995
Großmann: Geschichte der Gemeinde Valdorf und ihrer Bauerschaften, 1955
Großmann: Geschichte der Stadt Vlotho, 1971
Kommunalarchiv Herford
Zeitzeugen (Fragebogenaktion)